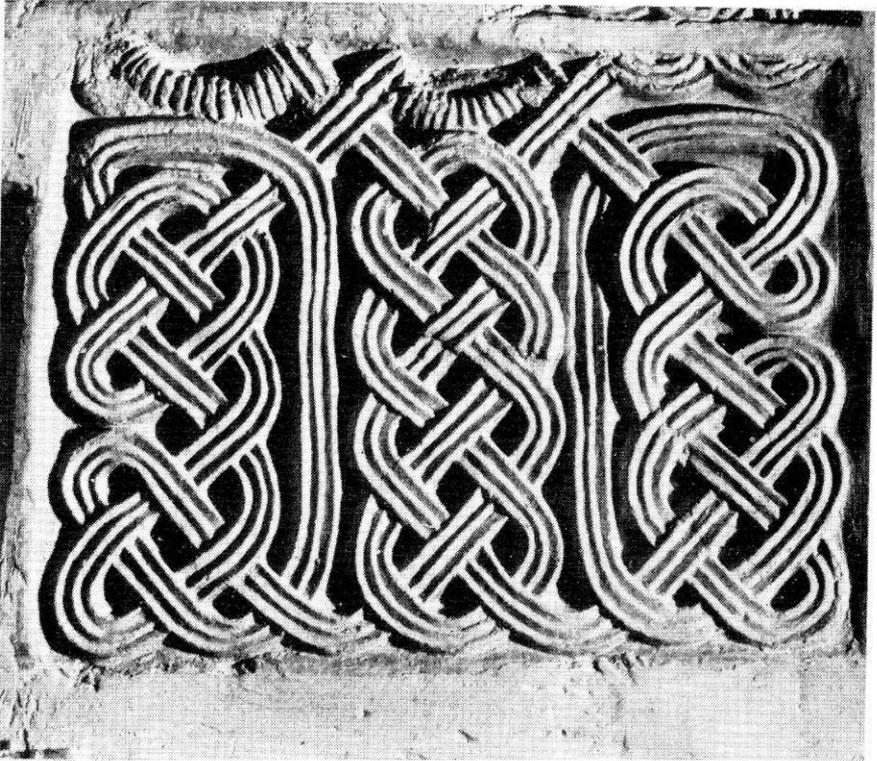


# Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

4/96



Jahrg. 8, Heft 4, Dezember 1996



ISSN 0947-7233

**Titelbild:** Flechtwerk aus der Kathedrale von Chur, Graubünden [Kutzli 140]

**Impressum:**

**Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin***

(vormals 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing Lenbachstraße 2a Tel./Fax: 089 / 87 88 06

**ISSN 0947-7233**

**Herausgeber und Redaktion:** Dr. phil. Heribert Illig

**Contributing Editor:** Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn  
Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung  
28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 <gheins@uni-bremen.de >

**Druckerei:** *Difo-Druck GmbH* 96052 Bamberg, Laubanger 15

**Bezugsbedingungen:**

Nach Einzahlung von 65,- DM auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 70,- DM bar oder als Euro-Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 1997 verschickt.

Frühere Hefte sind lieferbar: Je **Heft** 10,- DM ab 1989, 15,- ab 1994, 16,50 DM ab 1996 (**Doppelhefte:** 1-2/89 = 12,- DM; 2-3/90, 3-4/91, 4-5/92, 3-4/93 je 18,- DM). **Jahrgänge:** 1989 = 35,- ; 1990 - 1991 je 40,- , 1992 - 1994 je 45,- , 1995 = 55,- , 1996 = 65,- DM.

**Copyright:** Mantis Verlag

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantw. im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

**Konto:** Heribert Illig Verlag 13 72 38-809 (zwingende Kontobezeichnung)  
Postbank München (BLZ 700 100 80)

# Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin  
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 8, Heft 4  
Dezember 1996

## Editorial

Nichts bleibt, wie es war. Da pflegt man jahrhundertlang seine Vorurteile nach Herzenslust, und dann wird eines nach dem anderen ruiniert. So hat Frances Wood herausgefunden, daß *Marco Polo* nie in China gewesen ist und keineswegs die Spaghetti im Gepäck hatte. Dann wiederholt Alain Boureau den Fund von Karl Schmidt († 1894): Das *jus primae noctis* war als leere Behauptung besonders zwischen 1580 und 1640 von Nutzen und wurde im 19. Jh. bei der Erfindung des Mittelalters als Epochenbegriff an zentraler Stelle montiert (laut rezensierendem Horst Fuhrmann sind "auch Fiktionen geschichtsmächtig"). Wenn der Landesherr ohnehin nicht mußte, brauchte es natürlich auch keine *Keuschheitsgürtel* mehr. Und so erklären ihn zwei englische Forscher zum eisernen Scherzartikel des Viktorianischen Zeitalters. Den Kreuzrittern war es also gleichgültig, wie ihre Frauen das Alleinsein gestalteten. Wo es um so viel Sexualität geht, kann der Vatikan nicht abseits stehen. Und richtig plädiert der Papst persönlich dafür, daß die *Evolution* irgendwie Platz neben oder in der Schöpfung habe und selbst *Darwin* erlösungsfähig sei. Das hat Pius XII. zwar schon 1950 so formuliert, ist damals aber weder von der Kirche noch von den Kirchengegnern ernst genommen worden. Nun verlieren wir also im zweiten Anlauf unseren zuverlässigsten Mitstreiter gegen Evolution und Aktualismus. Gregory Retallack wies nach, daß auch das *Perm* durch einen Asteroiden katastrophal beendet worden ist, und demnächst wird *Island* vom Vatnajökull ins Meer geschwemmt. Was stürzt als nächstes?

Doch wo Gefahr dräut, wächst Rettendes auch. Passend zur deutsch-französischen Frankenausstellung ist jetzt die *allererste Goldmünze Karls des Großen* gefunden worden, die aus verständlichen Proporzgründen in Arles geprägt, aber in Ingelheim gefunden worden ist. Damit ist ein niemals berichteter Goldstandard fürs Karolingerreich nachgewiesen, womit sich alle Wirtschaftsprobleme verflüchtigen. Auch Kirchen konnten jetzt gebaut

werden, weshalb soeben "eines der größten abendländischen Gotteshäuser des 1. Jtsds." entdeckt worden ist. Die Klosterstadt *San Vincenzo* in der Region Molise bekam eine siebte, 107 m lange Kirche dazu, deren Reste sich nach Brandschatzung durch die Araber im späten 9. Jh. prächtig erhalten haben. Da sie am südlichen Rand des Karolingerreichs lag, wird sie Karl d. Gr. gutgeschrieben. Auch der langersehnte *Palast der Kleopatra* ist wieder einmal gefunden worden, diesmal vor der Mole von Alexandria. Vom Fälscher des *Pitldown-Menschen* ist endlich Name und Adresse bekannt. Und auch der Auslöser der *Tunguska*-Katastrophe ist enttarnt: kein Antimaterie-Einbruch oder ähnliches, sondern ein 08/15-Steinmeteorit mit 60 m Durchmesser, der in der Atmosphäre vollständig verdampfte.

Verglichen mit solchen Eruptionen schreitet das *Zeitensprünge*-Leben beschaulich-bedächtig voran. Heinsohns 'Perser=Assyrer'-Buch hat sich lediglich im Umfang verdoppelt (s.S. 555), geduldig werden weiterhin die Schichten in Mesopotamien und Palästina aufgeblättert, Abraham in seine richtige Heimat geleitet; penibel wird ein weiteres Kapitel italienischer Kunst in die richtigen Jahrhunderte gebracht, sorgsam wird Arianisches aus der Römerzeit gesichert, die Chronologie in Indien verbessert, Widersprüche um Baumringe in der Niederlausitz ausgeräumt, den Germanen doch ein gewisses Heimatrecht gewährt, die ägyptische Chronologie feinjustiert und der Katastrophismus im 20. Jh. detaillierter erforscht, das Entstehen der Paläographie besser ausgeleuchtet und der Miasmus als das erkannt, was er war. Alles geht seinen stillen, äonenlangen Gang, allenfalls Mediävisten rütteln gelegentlich an unserem Elfenbeinturm. Prekär wird es erst im nächsten Jahr, wenn folgende geistig-kulturelle Wende ansteht:

96: Die *rauhaarige*, rußschwarze Gemse auf der Wächte hört keinen Schuß.

97: Die *rauhaarige*, rußschwarze Gämse auf der Wechte hört keinen Schuss.

Noch weiß die Redaktion nicht, ob sie sich schon 1997 auf diesen abscheulichen Untergang des Abendlandes einlassen oder warten soll, bis Rechtschreibreform und Euro vom Rhein hinweggespült werden. Schließlich dürfen AbonnentInnen nicht leichtfertig belastet werden.

Wer gleichwohl auch 1997 erfahren will, wie die hartnäckig als Antiaufklärung verunglimpfte Aufklärung voranschreitet, wird - zumindest als Inländer - den beiliegenden Überweisungsträger gerne zur *Erneuerung des Abos* nutzen. Der Preis bleibt gleich (Inland 65,- DM, Ausland 70,- DM), genauso wie der Modus, daß sich das Abo nicht automatisch erneuert. Mit den besten Wünschen für Feiertage und Neues Jahr



# Hazor, Exodus, Josua und David

## Die chronologischen Konfusionen Altvorderasiens

Gunnar Heinsohn

*(Dieser Text ist Abraham Rabinovich von The Jerusalem Post gewidmet, der so unterhaltsam und informativ über die aktuellen Ausgrabungen im Lande Israel zu berichten weiß.)*

### I

Im Jahre 1850 hat Josias Leslie Porter den - rund 25 km nördlich des Sees Genezareth gelegenen - Tell el-Qedah (auch Tell Waqqas genannt) als die biblische Stadt Hazor identifiziert. Der Ruinenhügel ragt ungefähr 30 m, die Oberstadt sogar 40 m über die Ebene hinaus. Die eisenzeitliche Oberstadt (konventionell 1200-300) hat an ihrer Basis eine Fläche von 120.000 m<sup>2</sup>. Die rechteckige Unterstadt aus der Bronzezeit (konventionell 2650-1200) umfaßt 720.000 m<sup>2</sup> und mißt ca. 720 mal 1000 m. Das bronzeitliche Ugarit maß nur 360.000 m<sup>2</sup>, war also nur halb so groß. Das bronzeitliche Megiddo mit 80.000 m<sup>2</sup> umfaßte gerade ein Neuntel der Fläche Hazors. Das sogenannte vorsalomonische bzw. das bronzeitliche Jerusalem mit 40.000 m<sup>2</sup> besaß sogar nur ein Achtzehntel der Größe Hazors. Wenn diese Stadt in der Bibel die "Hauptstadt aller dieser Königreiche" [Josua 11: 10] genannt wird, so wird diese Stellung vom Umfang Hazors eindrucksvoll bestätigt: Josua

"kehrte um zu dieser Zeit und eroberte Hazor und erschlug seinen König mit dem Schwert. / Und sie erschlugen alle, die darin waren, mit der Schärfe des Schwerts und vollstreckten den Bann an ihnen, und nichts blieb übrig, was Odem hatte, und er verbrannte Hazor mit Feuer. / Doch die Städte, die auf den Hügeln standen, verbrannte Israel nicht; sondern Hazor allein verbrannte Josua" [Josua 11: 10/11/13].

Nachdem durch John Garstang im Jahre 1926 erste Ausgrabungen vorgenommen wurden, trat bis zum Jahre 1955 eine Unterbrechung ein, als James A. de Rothschild unter der Leitung von Yigael Yadin die Arbeiten bis 1958 wieder aufnahm. Im Jahre 1968 hat Yadin noch einmal selbst in Hazor gegraben. Zur Zeit leitet - nach dem Tod Aharon Kempninskys -

Amnon Ben-Tor die Untersuchungen. Kempinsky war vor allem darauf erpicht, die eisenzeitlichen Archive des Königreiches Israel (konv. 926-721) in Hazors Oberstadt (konv. 1200-300) zu finden. Ben-Tor scheint diese Hoffnung aufgegeben zu haben [Rabinovich 1995, 8]. Er konzentriert sich auf Archive der Amarnaperiode bzw. der späten Bronzezeit (konv. -15./14. Jh.), in der die Mitanni zusammen mit den Kappadokiern (Hethitern) Asiens Großmacht waren. Zudem hofft Ben-Tor auf Archive aus der altbabylonischen Zeit der Mardu/Amoriter, die Asien nach herrschender Chronologie ein halbes Jahrtausend vor den Mitanni beherrscht haben und von den heutigen Archäologen deshalb *unter* den spätbronzezeitlichen Mitannischichten gesucht werden.

Bisher ist in Hazor kein Archiv gefunden worden. Insgesamt vier Keilschrifttafeln sind aber sehr wohl aufgetaucht. Sie stammen aus *Oberflächen*-funden der Ruinenstätte. Rein stratigraphisch also fallen diese Texte in die Perserzeit (550-330) und bestenfalls noch in die Mederzeit (630-550). Aus chronologischen Gründen haben diese Funde die Ausgräber zutiefst verunsichert. Sie stammen nämlich nicht - wie von ihrem Fundort nahegelegt und deshalb von den Ausgräbern sehnlichst erhofft - aus dem -6. bis -4. Jh., sondern - so wird geglaubt - aus sehr viel älterer Zeit.

Zwei der vier gefundenen Tafeln sind in altbabylonischer Keilschrift gehalten und gehören damit in die Mardu- oder Amoriterzeit (2000-1700), die im Gesetzgeber Hammurabi ihren bedeutendsten Herrscher hatte. Zwei weitere Tafeln stammen aus der ägyptischen Amarna- bzw. aus der asiatischen Mitannizeit und gehören so in die Spätbronzezeit (1500-1350) [Rabinovich 1996, 8].

Wie konnten Tafeln aus der Zeit von ca. -1900 oder auch von ca. -1400 in einer Schicht von ca.-600 oder -400 auftauchen? Niemand hat diese Frage wirklich befriedigend beantworten können. Die Ausgräber sind in ihrer Not auf den Ausweg verfallen, die vier Tafeln als Erbstücke ("heirlooms") zu bezeichnen. Sie rechnen also darauf, daß viel tiefer unten in der Schichtenlage Hazors die ursprünglichen Archive auftauchen werden, aus denen sich die vier gefundenen Stücke allmählich nach oben durch den Ruinenhügel gefiltert haben. Eineinhalb Jahrtausende vor bzw. unter den beiden altbabylonischen Täfelchen aus der perserzeitlichen Fundlage möchte man auf den Hauptfund, mithin auf das eigentliche Archiv der altbabylonischen Zeit stoßen.



Lage Hazors (Pfeil) zwischen Mesopotamien und Ägypten  
 [Garstang 1948, Rückeninnendeckel]

Dennoch wurden die Archäologen mit ihrer *ad hoc* aufgestellten Erbstückthese nicht wirklich glücklich. Es war schön - und irgendwie sogar wunderbar -, Tafeln aus dem Jahre -1900 in der Schicht von -400 zu haben. Aber man mußte sich zugleich doch entschieden über das totale Fehlen von Schriftdokumenten aus dem Jahre -400 selbst wundern. Wenn die Menschen des Jahres -400 gebildet genug waren, Schriftdokumente aus dem Jahre -1900 zu sammeln, dann sollten sie gescheit genug gewesen sein, auch selbst Texte zu verfassen. Das aber schien nicht der Fall zu sein. Hatten sich die Hazoraner von den Schlägen Josuas (konvent. -15. oder -13. Jh.) wirklich nie wieder erholt?

Die Ausgräber standen vor einem peinvollen Dilemma. Sie - Kempinsky vor allem - suchten Texte aus der Zeit des -1. Jtsds. Schließlich fanden sie Texte in der Schichtengruppe des -1. Jtsd. und ließen die ganze Welt an dieser kleinen Sensation teilhaben. Aus chronologischen Gründen mußten sie diesen Texten dann aber eine Datierung in das -1. Jtsd. verweigern. Die Texte, die sie in der Schicht von -1200 bis -300 mit viel Glück gefunden hatten, durften in dieser Zeit nicht bleiben. Texte hingegen, die in dieser Zeit hätten bleiben dürfen, haben sie niemals gefunden.

Schon vor den Ausgrabungen Kempinskys und Ben-Tors hat Hazor seine Archäologen zur Verzweiflung getrieben. Unter Yadin [1960, 15] mußte ein beschrifteter Tonkrug, der rein stratigraphisch viel *weiter unten* im Tell (Mittlere Bronzezeit II bzw. Hyksoszeit) gefunden wurde als etwa die beiden altbabylonischen Tafeln aus der Eisenzeitschicht (1200-300) dreihundert Jahre *jünger* datiert werden (auf ca. -1600) als diese Oberflächenstücke, die auf ca. -1900 datiert wurden.

Zur Verblüffung der Ausgräber haben die Hazoraner über Jahrtausende hinweg immer wieder Erbstücke aufbewahrt, aber in diesen Sammlerzeiten selbst nicht zu schreiben vermocht. So trug der bereits angesprochene Tonkrug aus der Hyksoszeit von -1600 eine altakkadische Inschrift von -2300. Schriftdokumente für die Zeit von -1600 selbst jedoch fehlten gänzlich. In Hazors frühbronzezeitlicher Schicht von -2300 wiederum, aus welcher der in die Hyksoszeit von -1600 vererbte altakkadische Tonkrug stammen sollte, hat man sich - so scheint es - lediglich um die Herstellung, Beschriftung und Vererbung dieses Tonkrugs gekümmert, aber rein gar nichts für die eigene Schicht von -2300 behalten oder womöglich auch nur geschaffen. Absolut nichts in Hazors Frühbronzezeit von -2300 ähnelte alt-

---

### Zeitlich unpassende Texte in der Stratigraphie von Hazor.

Links Daten der herrschenden Lehre (Bibelfundamentalismus und Sothis-Pseudoastronomie). Rechts tentative Daten (Stratigraphie und antike Chronologie)

---

ab -300 Hellenistisch ( Schicht I)

ab -300

-----

ab -1200 Eisenzeit (Schichten XII - II)

(Perserzeit) ab -550

Fund von zwei altbabylonischen Keilschrifttafeln aus der Amoriter/Martu-Zeit um -2000 bis -1700 und zwei mitannzeitlichen Keilschrifttafeln von ca. -1500. Fehlen von Texten aus der Zeit der Schicht, i.e., -1200 bis -300, selbst.

-----

ab -1550 Spätbronzezeit (Schichten XV - XIII) [*Mitanni*] (Mederzeit) ab -620

Die beiden mitannzeitlichen Tafeln von der Oberfläche stammen von hier.

-----

ab -2000 Mittlere Bronzezeit II

(Ninos-Assyrer) ab -750

(Schichten XVII - XVI) mit Katastrophenende

Fund von altakkadischer Keilinschrift auf Tonkrug von ca. -2300 (Schicht XVI). Fehlen von Textfunden aus der Schichtenzeit von -2000 bis -1550 selbst, die das *Hyksos*-Imperium umgreift.

-----

ab -2200 Mittlere Bronzezeit I

(urban, noch vorimperial) ab -850

(Schicht XVIII)

-----

ab -2650 Frühe Bronzezeit

(Urbanitätsbeginn) ab -950

(Schichten XXI bis XIX)

Fehlen von Schriftdokumenten aus der Schichtenzeit -2650 bis -2200, aber beschrifteter Tonkrug, der in der Mittelbronze II-Schicht gefunden wurde, soll aus dieser Schicht stammen.

---

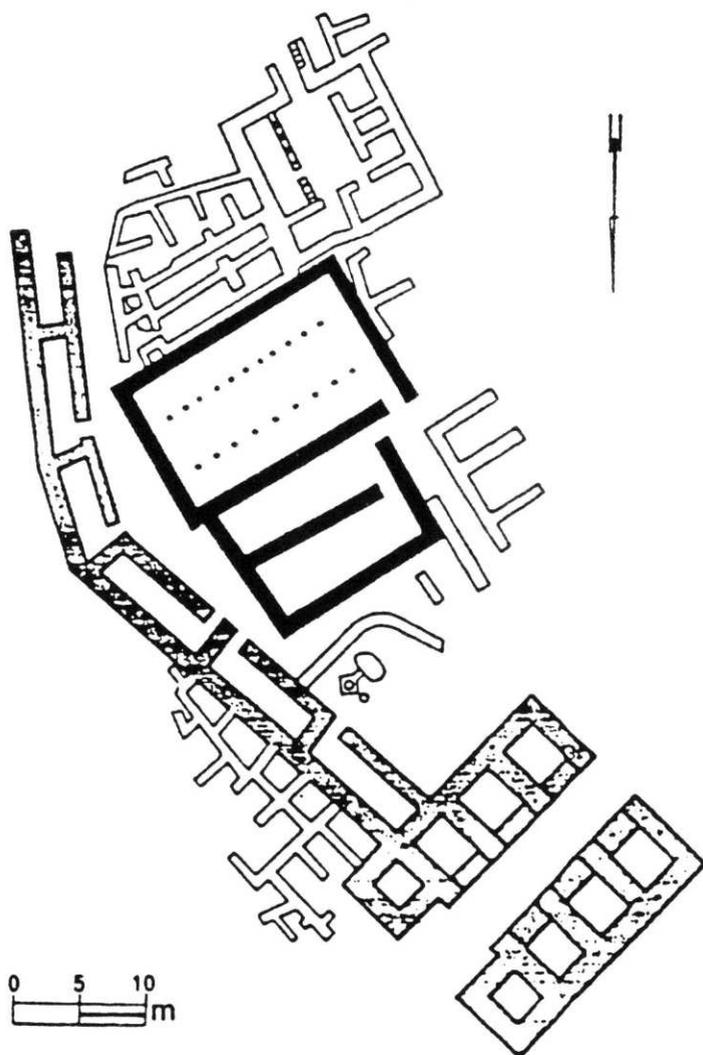
akkadischem Material von -2300, während die Hyksoszeit von -1600 in Mittelbronze II in hohem Maße altakkadisch geprägt war [vgl. bereits Watzinger 1933; Engberg 1939; Kaplan 1971 und ausführlich Heinsohn 1993b]. Die Hyksos-schicht Hazor XVI sah aus wie ein komplettes altakkadisches Erbstück, während am eigentlichen Erbert (Schicht XIX) keinerlei altakkadische Spuren ermittelt werden konnten.

Hazors altbabylonische Zeit wurde mit der Schicht XVII aus der Mittelbronzezeit II, also mit der Schicht *unter* den Hyksos identifiziert. Sie hat bisher wenig Freude bereitet. Nicht ein einziger Buchstabe, geschweige denn das erhoffte Archiv konnte gefunden werden, aus dem die beiden Tafeln zur Oberfläche gewandert waren. Der Autor wettet übrigens darauf, daß Ben-Tor in Hazors Mittelbronzezeit II das von ihm erwartete altbabylonische Archiv [s. Rabinovich 1996, 8] niemals finden wird. Er muß nach diesem Archiv schlichtweg dort suchen, wo bereits die zwei altbabylonischen Tafeln auftauchten, also direkt vor dem Hellenismus bzw. in der Oberflächen-, d.h. Eisenzeitschichtengruppe. Er muß mithin das altbabylonische Archiv, das er mit der herrschenden Lehre auf -1900 datiert, *oberhalb* des mitannizeitlichen Archivs suchen, das er mit der herrschenden Lehre ab -1500 datiert. Nach letzterem sucht er u.E. mit allem Recht in Hazors Spätbronzezeit.

Die beiden mitannizeitlichen Tafeln von der Oberfläche gehören nach Ansicht des Autors in die Mederzeit. Ihr Schrifttypus wiederholt sich auf in situ gefundenen Fragmenten von Lebermodellen, deren Inhalt womöglich für die Exoduskatastrophe aufschlußreich ist:

"Ishtar [= Venus und Konsortin des Baal/Merkur] wird das Land fressen. / Die Götter der Stadt [ruhiggestellte Venus und Merkur und damit die jetzt um ihren Existenzgrund gebrachte Priester?] werden zurückkehren" [Ahlström 1993, 257].

Die Hyksos aus Hazors Mittlerer Bronzezeit II sind ägyptologisch mit dem Sothisverfahren datiert worden, dessen pseudoastronomischer Charakter längst widerlegt wurde [Neugebauer 1938; Velikovskij 1973; Luft 1986; Helck 1988; Heinsohn 1993c]. Obwohl ihre Schicht tiefer liegt als die eisenzeitlichen Straten, datieren die Hyksos in der herrschenden Chronologie jünger als die Altbabylonier, deren Tafeln hoch oben in der Eisenzeit gefunden wurden. Die Altbabylonier haben ihr Datum nämlich nicht wie die Hyksos über die Sothisdatierung, sondern über den bibelfundamentalistisch datierten Patriar-



Teil der Stadtmauer von Hazor (Schicht X), die ins -10. Jh. (biblisches Salomon-Datum) datiert wird, mit Dreikammertor (unten rechts) von 20,3 m Länge und 18 m Breite [Yadin 1975, 195; Dever 1990, 92]

chen Abraham bekommen. Obwohl Abraham in der herrschenden Lehre als Datierungsanker nicht mehr erwähnt wird, beherrscht sein Datum unerkannt auch weiterhin die Chronologien Altvorderasiens. Da die Abrahamüberlieferungen innerhalb und außerhalb der Bibel frühestens aus der Perserzeit, also aus der Zeit ab ca. -500 stammen, wird sein biblisches Datum von -2100 schon lange nicht mehr akzeptiert. Es liegt eineinhalb Jahrtausende zu hoch.

---

### Vergleichende Stratigraphie

West- und Südmesopotamien (Abraham-Chronologie)	Israel/Levante (Hazor) (Sothis-Chronologie)
--	--

---

Hellenismus (Griech. Chron.) (-300)	Hellenismus (-300)
--	-----------------------

---

(1) <i>Altbabylonier/Mardu</i> <i>Mari-Archiv</i> (2000-1700) Abrahamdatum	(1) Eisenzeit (Perserzeit) <i>Marder</i> = Kyros' Stamm (-1200 = Sothisdatum) 2 <i>Mardu</i> -Tafeln in Hazor
--	--

---

(2) Ur III-Sumerer (-2150) Abrahamdatum <i>(Habiru erwähnt)</i>	(2) Spätbronzezeit (Mitanni) (ab -1500; Sothisdatum) Zwei Tafeln in Hazor nebst Tonleberfragmenten. Ben-Tors Suche nach Spätbronze-Archiv in Hazor
---	--

---

(3) Frühbronze-Altakkader (-2300) (Abrahamdatum)	(3) Mittelbronze- <i>Hyksos</i> (-1600; Sothisdatum) Ben-Tors Suche nach <i>altbabylonischem</i> Archiv Hazors in unterem Niveau XVII mit König "Ibni"
---	---

---

Wie konnten nun bibelfundamentalistische Abrahamdaten beibehalten werden, wenn man Abraham selbst doch eliminiert hatte? Das geschah anhand des großen Gesetzgebers "Hammurabi", der über die Amoriter/Martu herrschte. Der Autor erkennt im Gesetzgeber Hammurabi bekanntlich einen babylonischen Namen für den großen Gesetzgeber Darius (522-486) im Gewande seiner Satrapie Babylonien [Heinsohn 1988, 85f]. Über Abrahaminformationen aus *1. Mose: 14* war Hammurabi sehr lange Zeit mit dem König "Amraphel" gleichgesetzt worden. Als Abraham in der bibelwissenschaftlichen Literatur als historische Gestalt beseitigt und der ihn betreffenden Sagenkreis nach -500 wurde, hat man Amraphel=Hammurabi keineswegs mit ihm verschwinden bzw. nach -500 datieren lassen. Er galt einstweilen weiterhin als Hammurabi, der damit Abrahams bibelfundamentalistisches Datum unerkannt beibehalten konnte. Das blieb auch dann noch an ihm haften, als die Gleichsetzung Amraphel=Hammurabi seit den sechziger Jahren nicht mehr vertreten wurde. Hammurabi wiederum fungiert - wie immer man ihn datiert - durch seine vielfältigen textlichen Beziehungen als der große Datierungsanker für Altvorderasiens:

"Das Datum Hammurabis liefert den Eckstein für die Chronologie des 2. und 3. Jtsds. v. Chr" [Roux 1980, 43].

Hammurabi blieb nun 1.500 älter als das historische Datum für die Abrahamüberlieferungen. Und über Hammurabis Abraham-Datum werden bis heute die Königs- und Eponymenlisten datiert, die von der Assyriologie als Chronologie verwendet und ganz ernsthaft für ein gänzlich bibelunabhängiges System der Zeitstellung gehalten werden. Gleichwohl hat die Zeitspanne -2300 bis -1700, in der Hammurabi in den vergangenen 90 Jahren hin- und hergeschoben wurde, ihren Mittelwert von -2000 immer noch von einem bibelfundamentalistischen, also historisch unhaltbaren Abrahamdatum.

Die altbabylonischen Tafeln aus Hazors Eisenzeit - aus der Schicht unterhalb des Hellenismus also, in der stratigraphisch nur die Perserzeit erwartet werden konnte - sind mithin über Israels Patriarchen Abraham datiert, was nicht einmal den Archäologen des modernen Israel bewußt ist. Würden sie die Tafeln um dieselben eineinhalb Jahrtausende herunterdatieren, die sie den Abrahamüberlieferungen abgezogen haben, dann müßten die altbabylonischen Texte unter der hellenistischen Schicht Hazors nicht mehr als uralte Erbstücke abgetan werden, sondern könnten endlich als die so sehulich wie vergeblich gesuchten Texte der Perserzeit identifiziert werden.

Israelische Wissenschaftler, die sich dieser Logik nicht umgehend verschließen, verlieren sehr schnell wieder allen Mut, wenn ihnen die Syrienspezialisten mit der Evidenz für Mari begegnen. In Mari ist nämlich ein großes altbabylonisches Keilschriftarchiv ausgegraben worden. In diesen Texten des konventionellen -20. bis -18. Jhs. aus der Zeit noch vor Hammurabi wird Hazor als wichtige Handelsmetropole bezeichnet. Selbst ein Königsname - "Ibni-<sup>d</sup>IM" [Helck 1977, 1074; Malamat 1970, 168] - wird genannt. Dieser keilschriftlich als Ibni bezeichnete König aus dem Beginn der altbabylonischen Zeit (-19. Jh.), der ungefähr ein Jahrhundert vor Hammurabi lebte, hat die Forschung immer verwundert, weil er namensmäßig dem alphanetisch-hebräisch "Jabin" geschriebenen König ähnelt, den die Exodus-Israeliten unter Josua gemäß biblischer Chronologie im -15. Jh. besiegt und getötet haben [Josua 11: 1ff].

## II

Bekanntlich ist ein Exodus in Form militärischer Eroberungen von Ägypten her durch die Forschung des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts eher in das Jahr -1200 verlegt worden. Die seit etwa Mitte der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts in der Bibelwissenschaft herrschende Lehre hat den Exodus sogar ganz abgeschafft:

"Wir können mit Gewißheit feststellen, daß die archäologische Evidenz überwältigend gegen das klassische Eroberungsmodell für die Entstehung Israels spricht, wie es im Buch Josua angelegt und von der Bibelwissenschaft bis vor kurzem vertreten worden ist" [Dever 1990, 61].

Im umfassendsten archäologischen Werk der jüngeren Zeit aus Israel wird der Exodus nur noch ein einziges Mal als Erzählung aus einem "biblischen Bericht" erwähnt [Mazar 1990, 542]. Archäologisch kommt er nicht mehr vor.

Insofern steht der Autor dieses Textes allein da, wenn er weiterhin mit archäologischen Gründen an einem Exodusgeschehen festhält. Er bezieht es auf den Stoff, den die herrschende Lehre - nicht jedoch der Autor (s.u.) - in den Zeitraum -1550 bis -1500, das heißt an das Ende der mittelbronzezeitlichen Hyksoszeit bzw. vor den Beginn der amarnadatierten mitannischen Spätbronzezeit legt [Heinsohn 1991a, 1991b, 1992a, 1994, 1995]. Die unstrittigen Katastrophen am Ende der Mittleren Bronze- bzw. Hyksos-Zeit, d.h. direkt vor der Mitannizeit [Mazar 1990, 226f] liefern u.E. den Hintergrund für die ägyptischen Plagen des Exodusberichtes.

Die anschließende Mitanni-Zeit der Amarna-Korrespondenz, in der allenthalben sogenannte "Habiru" Städte im Lande Israel angreifen, hat der Autor seit einem Jahrzehnt [Heinsohn 1987a; 1987b; umfassend zuletzt 1996b] als die Zeit der Meder identifiziert, die im späten -7. Jh. zusammen mit den Ägyptern und den Chaldäern die Ninos-Assyrer entmachteten hatten. Die in Ägypten stationierten Kontingente der von Ninos-Assyrern geführten Besatzer (Hyksos) - darunter auch aus Israel stammende Kontingente - sind eben diese immer noch kriegsmächtigen Habiru. Das Wort bedeutet Grenzüberschreiter, Söldner, Banditen, Marodeure, Nomaden u.ä. [Bottéro 1972-75, 23ff] und paßt deshalb ganz vorzüglich auf die fliehenden, aber sehr gut gerüsteten Verbände eines Exodus. Die Hyksos waren als *alter ego* von Altakkadern (stratigraphisch) und Ninos-Assyrern (griechische Historiographie) gleichermaßen zu identifizieren. Daß die altakkadischen Schichten in Mesopotamien ebenso katastrophisch untergehen wie die hyksotischen in Levante und Ägypten (schön für Tell ed-Daba gezeigt), gilt mittlerweile auch in der herrschenden Lehre als verifizierbar [Weiss 1993]. Daß überdies die Mitanni=Meder in Mesopotamien stratigraphisch ebenso direkt auf die Altakkader folgen, wie ihre Schichten in der Levante auf denen der Hyksos liegen, ist längst gezeigt worden [Heinsohn 1993b].

Ben-Tor nennt die Exodusleute "primitiv" [Rabinovich 1995, 8; 1996, 8], weil er sich dabei wandernde Stämme vorstellt und nicht die zum Abzug gezwungene Besatzungsarmee (nebst Troß) der geschlagenen ninossyrischen (=altakkadischen=hyksotischen) Großmacht. Die Mitanni=Meder als asiatische Erben der Ninosassyrer herrschen bis hin nach Megiddo, von wo ihr Gouverneur Biridija mit Ägypten korrespondiert, dessen Neues Reich den Hyksos auf dieselbe Weise folgt wie die Mitanni stratigraphisch den Altakkadern bzw. die Meder politisch den Ninos-Assyrern. Diese Machtstellung der Meder=Mitanni verifiziert die Bibel an Josuas Scheitern, Megiddo einzunehmen. Dabei scheitern also westliche Kontingente des geschlagenen Reiches der Ninos-Assyrer gegen die sie in der östlichen mesopotamischen Heimat geschlagen habenden Meder=Mitanni.

Mediens hochverräterische Alliierte, die Skythen aus den Steppen Asiens, stoßen bis an die Grenze Ägyptens bzw. bis tief nach Israel vor [Herodot, *Historien* I:105]. Sie bereiten den Exoduskontingenten große Schwierigkeiten und werden von diesen als "Asiaten" (= "Amalekiter") gefürchtet [2. Mose 17:8ff; 4. Mose 14:43ff; 5. Mose 25:17f]. Wir finden ihre Heraldik

(Hirsch, Panther) gut erhalten in den mitanni-, also mederzeitlichen Straten von Scythopolis=Beth Schan [ausführlich Heinsohn 1991a]. Saul [1. Samuel 15] und David [1. Samuel 30] kämpfen ebenso gegen sie wie Josua.

Aufgrund all dieser Evidenz steht der Autor in deutlichem Gegensatz zur herrschenden Überzeugung, daß "wir keinerlei historische Evidenz dafür haben, die 'Habiru' aus den mitannizeitlichen Amarnabriefen des -14. Jhs. mit den Ursprüngen Israels zu verbinden" [Thompson 1992, 135]. Dieses "14. Jahrhundert" ist den pseudoastronomischen Chronologieideen der modernen Ägyptologie geschuldet, denen auch Amnon Ben-Tor anhängt. Er hat die stratigraphische Schichtenmenge und -tiefe Hazors als Datierungsanker ausdrücklich verworfen. Zur Datierung eines extrem - womöglich von Josua - verbrannten Palastes mit 3-4 m dicken und über 80 m langen Mauern aus der frühen Spätbronzezeit bzw. aus der Zeit kurz nach dem Untergang der Hyksos befragt, antwortet er: "Die einzige Sache, die uns ein absolutes Datum geben kann, ist die Entdeckung eines ägyptischen Königsnamens" [Rabinovich 1996, 8].

Gerade wenn man der Habiru-Amarnazeit ihr stratigraphisches Datum im -7./6. Jh. (griechische Chronologie) der Mitanni=Mederzeit gibt, wird niemand in dieser Epoche nach den Anfängen Judas und Israels forschen. Judas König David und seine amalekitischen Feinde werden bibelfundamentalistisch nämlich in das -10. Jh. datiert. Der nicht mehr geglaubte Exodus mit seine Amalekitern liegt bibelfundamentalistisch noch ein halbes Jahrtausend früher. Aus rein stratigraphischem Blick aber gehören alle drei Perioden in ein und dieselbe Zeit. Deshalb reflektieren die (i) Klagen über die Habiru aus der Amarnakorrespondenz (ii) das politische Wachsen Israels unter Josua und (iii) das Wachsen Judas unter David.

Wenn der Aufstieg des Hauses Davids in die Mitanni=Mederzeit des späten -7. Jhs. fällt, in der die Kappadoker (Hethiter) mal mit und mal gegen die Meder=Mitanni stehen, dann sollten die Nachfolger dieses Fürstengeschlechts in der Zeit der Perser gesucht werden, die ab -540 das Mederreich übernehmen und nach Auskunft der griechischen Historiker Assyrien zu ihrer Kernsatrapie machten [auch Heinsohn 1993a u. 1995]. Pseudoastronomisch bzw. sothischronologisch wird dieser Machtwechsel als solcher von den Mitanni zu den Mittelassyryern in das späte -14. Jh. datiert.

Um nun die Erben der Davidsdynastie archäologisch zu finden, müssen stratigraphisch die Schichten *direkt auf* den Mitanni=Medern, also direkt

auf den Spätbronzezeitschichten und das heißt in der Eisenzeitschichten-  
 gruppe gesucht werden. Diese nun liegt direkt unter der hellenistischen Zeit  
 von -300. Wenn man diese Suche beispielsweise für Tell Dan durchführt,  
 so muß man sich auch dort direkt unterhalb der hellenistischen Schicht (= Stratum I) umschauen. Avraham Biran hat nun sein berühmtes Stelenfrag-  
 ment mit der so heftig umstrittenen Lesart "Haus Davids" stratigraphisch  
 zwischen Dan II und Dan III gefunden. Näher kann man an die perserzeitli-  
 che Periode - mit dem Hellenismus in Dan I - nicht herankommen.

---

**Nachchalkolithische Stratigraphie von Tell Dan** [Mazar 1990, 196, 301, 372].

Die konventionellen Daten des Bibelfundamentalismus und der pseudoastronomischen Sothischronologie stehen in Klammern (Mitte). Tentative Evidenzdaten nach Stratigraphie und antiker griechischer Historiographie stehen rechts in Fettdruck.

Perioden in konventioneller Terminologie	Straten + Straten- gruppen (1)-(4) Konvent. Daten	Evidenz- daten
Hellenismus/Römer (Griech. Daten)	I (ab -300)	<b>-300</b> oder später
-----		
Mysteriöser Hiatus von 400 Jahren (Biblische Daten)		<b>Kein Hiatus</b>
-----		
Omriden [Birans Stele mit "Haus Davids"-Inscription in Aramäisch] (Biblische Daten)	II (-701) III (-925)	<b>425-300</b> für III + II
-----		
(Biblische Daten)	IV (1000-925)	<b>480-425</b>
-----		
(Pseudoastronomische Daten der Ägyptologie) <i>Aufstieg des Perserreiches</i>	V (bis -1000) VI (ab -1200)	<b>540-480</b>
-----		

Mysteriöser Hiatus von 150 Jahren

**Kein Hiatus**

Spätbronze- bzw. Mitanni-  
Zeit (pseudoastr. Daten)  
*Mederankunft von Osten*

Massengrab  
(1500-1350)

**630-540**

**Exodus** der Hyksos = Alttakkader = Ninos-Assyrer (= "Habiru")  
aus dem Westen (Ägypten) gegen Skythen (Amalek) und Meder  
(Amoriter) aus dem Osten (Mesopotamien) nach Naturkatastrophe

Mittelbronze II (Hyksos)  
(pseudoastr. Daten)

Glacis-Mauern  
(1700-1500)

**750-630**

Periode geht in Katastrophe unter,  
Völkerwanderungen und Kriege  
*Alttakkadische Kultur, Ninos-Assyrer*

Undeutlich geschichtete Früh- sowie  
Mittelbronze I. Mysteriöser Mangel  
an Material zur Füllung von 1600 Jahren

(3300-1700)

**950-750**

### III

Kehren wir zur Stratigraphie Maris zurück, in dessen Archiv von mehr als 20.000 Tontafeln schon gegen -1900 - so glauben die Ausgräber gemäß herrschender Chronologie - Hazor mit seinem König Ibni erwähnt wird (s. S. 415). Ganz so wie in Hazor, wo die altbabylonischen Texte *direkt* unter der hellenistischen Schicht gefunden wurden, sieht es auch in Mari aus. Dort allerdings gelten die vielen tausend altbabylonischen Tafeln keineswegs als Erbstücke aus tieferen Schichten bzw. früherer Zeit, sondern werden entschieden und von niemandem angefochten für die direkt vorhellenistische Schicht in Anspruch genommen, in der sie auch ausgegraben wurden [vgl. Heinsohn 1992b]. Es müßte nämlich die gesamte riesige altbabylonische Mardu-Schicht mit ihren Tempeln und Palästen als Erbstück aus tieferen Schichten angesehen werden, wenn die in ihr gefundenen Texte Erbstücke aus früherer Zeit sein sollten.

---

**Mari:** Texte und kulturelle Anachronismen in der Stratigraphie der urbanen  
Geschichte von Mari [Rachet 1983, 581f; Spycket 1990, 392]

---

ab -330 Hellenistisch

-----  
von -1750 bis -330 angebliche Besiedlungslücke trotz Kontinuität der  
materiellen Kultur und vielen Erwähnungen Maris in der angeblichen  
Lückenzeit in Texten außerhalb Maris [Kupper 1990, 389f]

-----  
ab -2000 Altbabylonische Periode mit Archiv *Achämenidische* Mütze von  
und Erwähnung von Hazorkönig Ibni ca. -450 in dieser Schicht 0

-----  
ab -2200 Neo-Sumerer mit Texten

-----  
ab -2350 Altakkadische Periode und Texte Bereits *Eisennägel* à la  
-1. Jtsd. [Aynard 1990, 412]

-----  
ab -2500 Frühdynastische Zeit

---

Stellen wir die Stratigraphien von Hazor und Mari nun nebeneinander, um zu einer evidenzgebundenen chronologischen Einordnung der altbabylonischen Hazortexte zu gelangen (s. Folgeseite).

Die Ausgräber Hazors sollten sich vom stratigraphischen Befund in ihrem eigenen Tell wie auch demjenigen Maris dazu ermutigen lassen, ihre Ausgrabungsergebnisse endlich ernst zu nehmen. Erst einmal sollte gelten, die Funde stratigraphisch dort zu verorten, wo sie auch wirklich gemacht wurden. Die aus chronologischen Vorurteilen erwachsenen Manipulationen der zentralen Funde zu "Erbstücken" sollte eingestellt werden.

Amnon Ben-Tor kann sich für den *direkten* Übergang von Altbabylonern zum Hellenismus nicht nur an Hazor und Mari, sondern an zahlreichen anderen Tells vergewissern [vgl. Heinsohn 1996a, 274], in denen die für die herrschende Lehre rätselhaften Amoriter/Martu ebenfalls als die achämenidischen Amarder/Marder zu dechiffrieren sind. Dieser persische Kernstamm steht in der Keilschriftliteratur *pars pro toto* für alle Achämeni-

---

**Vergleichende Stratigraphie der *in situ* gefundenen altbabylonischen Texte Maris und Hazors mit - jeweils untenstehend - den Epochen der klassischen Historiographie und Chronologie (fett)**

---

**Mari**

**Hazor**

---

Hellenismus (griech. Daten)                      Hellenismus (griech. Daten)  
Kontinuität der Siedlung hin zum Hellenismus bewiesen - und für Hazor auch von niemandem bestritten - durch Fortsetzung der materiellen Kultur und Abwesenheit von Wehschichten

---

1 Altbabylonisches Archiv  
(Assyriol.-bibl. Datum)

1 Altbabylonische Texte  
(Biblisches Datum)

**Zeit des Perser-Imperiums ab ca. -550**

(Maris Archiv von ca. -600 bis -500, also späte Meder- und frühe Perserzeit)  
Siedlungskontinuität bewiesen - und für Hazor auch von niemandem bestritten - durch Fortsetzung der materiellen Kultur und Abwesenheit von Wehschichten

---

2 Ur III-Sumerer  
(Assyriol.-bibl. Datum)

2 Späte Bronzezeit (Mitanni)  
(pseudoastronomisches Datum)

**Zeit der Chaldäer- und Mederherrschaft ab ca. -620**

Zwischen -620 und -580 *Exodus*-Vorgänge mit

Hazor-König *Ibni* aus Mari-Archiv      Hazor-König *Jabin* aus Josua  
Siedlungskontinuität bewiesen - und für Hazor auch von niemandem bestritten - durch Fortsetzung wesentlicher Elemente der materiellen Kultur und Abwesenheit von Wehschichten nach deutlichem *Bruch*.

---

3 Altakkader  
(Assyriol.-bibl. Datum)

3 Altakkadischer Tonkrugtext der  
Hyksos (Pseudoastronom. Datum)

**Zeit der imperialen Ninos-Assyrer ab ca. -750**

---

den - ganz so wie die Alemannen in Frankreich, die Teutonen in Italien, die Sachsen in Finnland oder die Schwaben in der Schweiz für die Deutschen stehen.

In keinem der anderen Ausgrabungsplätze werden die altbabylonischen Texte aus der direkt vorhellenistischen Schicht als Erbstücke aus tiefer Vorzeit weginterpretiert. Niemand vergreift sich an der Stratigraphie seiner altbabylonischen Keilschrifttafeln auf so bedenkliche Weise wie die Ausgräber Hazors. Sie sollten diese Vergewaltigung der Evidenz aufgeben. Die Ergebnisse eines solchen Vorgehens muten durchaus vielversprechend an. So könnte etwa der von Josua besiegte Hazorkönig Jabin aus der Mitannizeit mit dem Hazorkönig Ibni aus dem Mariarchiv der noch vorpersischen Mederzeit eine glänzende keilschriftliche Bestätigung erfahren.

### Bibliographie

- Ahlström, G.W. (1993), *The History of Ancient Palestine from the Palaeolithic Period to Alexander's Conquest*, Sheffield
- Aynard, J.M. (1990), "Mari. B. Archäologisch (§§ 1, 3.5, 7-8)", in: *Reallexikon der Assyriologie*, Bd. 7, Berlin
- Bottéro, J. (1972-1975), "Habiru", in: *Reallexikon der Assyriologie*, Bd. 4, Berlin
- Dever, W.G. (1990), *Recent Archaeological Discoveries and Biblical Research*, Seattle · London
- Engberg, R.M. (1939), *The Hyksos Reconsidered*, Chicago
- Garstang, J. (1948), *The Story of Jericho* (1940), London · Edinburgh
- Heinsohn, G. (1987a), "Withdrawal of support for Velikovsky's date of the Amarna period", in: *Gesellschaft für die Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte/Bulletin*, III (4)
- (1987b), "Appendix zum Amarna-Datum", in: *Gesellschaft für die Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte/Bulletin*, III (6)
- (1991a), "Hirsche aus Beth Shean oder gibt es wirklich keine Skythenschichten in Scythopolis? Mit einer Anmerkung zur Geschichte der Skythen. Sargonidica II", in: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* III (1) 51
- (1991b), "Stratigraphische Chronologie Israels. Ein Kurzauszug zur Rehabilitation historischer Informationen aus den biblischen Legenden", in: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* III (5) 37
- (1992a), "Von Abraham zu Salomo. Hat es das Alte Israel tatsächlich nicht gegeben?"; Vortrag an der *Universität Salzburg*, 13. Mai 1992
- (1992b), "Maris Chronologie. Stratigraphische oder konventionelle Datierung? Sargonidica V", in: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* IV (1) 11

- Heinsohn, G. (1992c), *Perserherrscher gleich Assyrer Könige? Assyrien ist auch in seiner persischen Blütezeit nicht ohne Schrift und Städte*, Gräfelting
- (1992d), "Wer waren die Martu/Amoriter/Amurru?", in: *Heinsohn, G. (1992c)*
  - (1992e), "Liefert die persische Kultur lediglich ein verspätetes Imitat assyrischer Vorbilder? Sargonidica XI", in: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart IV (4/5) 16*
  - (1993a), "Where Are the Houses of Assyria's Akhaemenidm Medish and Ninos-Assyrian Periods? An Evidence Based Look at the Archaeological Strata of Post-Mitanni, Mitanni and Old-Akkadian Assyria", Paper/Poster auf dem *40<sup>e</sup> Rencontre Assyriologique Internationale*, Leiden, 5. - 8. Juli 1993
  - (1993b), "Who Were the Hyksos? Can Archaeology and Stratigraphy Provide a Solution to the 'Enigma of World History?'" (1991), in: S. Curto, S. Donadoni, A.M. Donadoni Roveri, B. Alberton, Hg., *Sesto Congresso Internazionale di Egittologia. Atti. Volume II*, Turin
  - (1993c), "Astronomical Dating and Calendrics", Vortrag auf dem *22nd Annual Meeting der International Society for the Comparative Study of Civilizations (ISCSC)*, University of Scranton/Pennsylvania, 3. - 6. Juni 1993
  - (1994), "The Stratigraphical Chronology of Ancient Israel", in: *Aeon. A Symposium on Myth and Science III (6)*, Ames/Iowa
  - (1995), "The Restoration of Ancient History. Did the Historians of Classical Greece Merely Leave Us Lies and Phantasies about all the Major Empires, Nations and Events of Antiquity? Or: How to Reconcile Archaeologically-missing historical Periods with Historically-unexpected Archaeological Strata of the Ancient World", Vortrag verlesen vor der *Society of Historical Research*, New York, 8. Juli 1995
  - (1996a), "Die Verwirrung der Ausgräber von Emar am Euphrat", in: *Zeitensprünge VIII (3) 269*
  - (1996b), *Assyrer Könige gleich Perserherrscher! Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich*, Gräfelting
- Helck, W. (1977), "Hazor", in: *Lexikon der Ägyptologie*, Bd. II, Wiesbaden
- (1988), "Erneut das angebliche Sothis-Datum des Pap. Ebers und die Chronologie der 18. Dynastie", in: *Studien zur altägyptischen Kultur*, Bd. XV
- Hrouda, B. (1972-1975), "Hasor", in: *Reallexikon der Assyriologie*, Bd. 4, Berlin
- Jéquier, G. (1913), *Histoire de la civilisation égyptienne des origines à la conquête d'Alexandre*, Paris
- Kaplan, J. (1971), "Mesopotamian Elements in the Middle Bronze Age II Culture of Palestine", in: *Journal of Near Eastern Studies*, Bd. 30
- Keall, E.J./ Ciuk, K.E. (1991), "Continuity of Tradition in the Pottery from Parthian Nippur", in: K. Schippmann, A. Herling, J.F. Salles, Hg., *Golf-Archäologie: Mesopotamien, Iran, Kuwait, Bahrein, Vereinigte Arabische Emirate und Oman*, Buch am Erlbach (= *Internationale Archäologie 6*)

- Kupper, J. (1990), "Mari. A. Philologisch", in: *Reallexikon der Assyriologie*, Bd. 7, Berlin
- Kuschke, A. (1977), "Hazor", in: K. Galling, H., *Biblisches Reallexikon*, Tübingen
- Luft, U. (1986), "Noch einmal zum Ebers-Kalender", in: *Göttinger Miscellen* Nr. 92
- Malamat, A. (1970), "Northern Canaan and the Mari Texts", in: J.A. Sanders, Hg., *Near Eastern Archaeology in the 20th Century: Essays in Honor of Nelson Glueck*, New York
- Mazar, A. (1990), *Archaeology of the Land of the Bible 10,000-586 B.C.E.*, New York et al.
- Neugebauer, O. (1939), "Die Bedeutungslosigkeit der 'Sothisperiode' für die älteste ägyptische Chronologie", in: *Acta Orientalia*, Bd. 17
- Rabinovich, A. (1995), "A Century Lost and a Century Found at Hazor", in: *The Jerusalem Post International Edition*, 19. August 1995
- (1996), "How the Israelites Took Israel: The Discovery of a Royal Archive at Hazor Would Be a Major Breakthrough", in: *The Jerusalem Post International Edition*, 10. August 1996
- Rachet, G. (1983), "Mari", in: Idem, Hg., *Dictionnaire de l'Archéologie*, Paris
- Roux, G. (1980), *Ancient Iraq*, Harmondsworth
- Spycket, A. (1990), "Mari. B. Archäologisch (§§ 2-3.4, 4-6, 9-10)", in: *Reallexikon der Assyriologie*, Bd. 7, Berlin
- Thompson, T.L. (1992), *Early History of the Israelite People*, Leiden
- Velikovskiy, I. (1973), "Astronomy and Chronology", in: *Pensée* III (2)
- Watzinger, C. (1933), *Denkmäler Palästinas*, Bd. I, Leipzig
- Weippert, H. (1988), *Palästina in vorhellenistischer Zeit*, München
- Weiss, H. et al. (1993), "The Genesis and Collapse of Third Millennium North Mesopotamian Civilization", in: *Science*, Bd. 261, S. 995-1004
- Yadin, Y. et al. (1960), *Hazor II*, Jerusalem 1960
- (1975), *Hazor. The Rediscovery of a Great citadel of the Bible*, London
- (1976), "Hazor", in: M. Avi-Yonah, Hg., *Encyclopedia of Archaeological Excavations in the Holy Land*, Bd. II, London

G. Heinsohns Anschrift s. Umschlaginnenseite

# Korrekturen und Ergänzungen

zur Heimat Abrahams und zur Herkunft der Chaldäer

Otto Ernst

Nach dem Motto, daß man auch gegenüber seinen Kindern bzw. Werken kritisch sein soll, möchte ich meine früheren Abraham-Artikel ergänzen.

Zum Artikel "Die Heimat Abrahams" [Ernst 1995, 424-431]

Die von mir vertretene Meinung, daß Abraham nicht aus Südmesopotamien, sondern aus der Gegend um Urfa stammt, bleibt unberührt. Allerdings ist die biblische Berichtslage konträrer, als damals angegeben. Das *Jerusalem Bibel-Lexikon* hat alle Stellen des AT aufgelistet, in den von *Chaldäer* bzw. den *Chaldäern* die Rede ist\*. Die Verfasser der *meisten* dieser Bücher verstanden unter dem Land Chaldäa wohl eindeutig *Südmesopotamien* bzw. das *Neubabylonische Reich der Chaldäer*, dessen berühmtester und für die Hebräer folgenreichster Herrscher Nebukadnezar war, der ja die Juden in die Babylonische Gefangenschaft führte.

*Nehemia* 9,7 wiederholt lediglich, daß Abraham aus Ur in Chaldäa aufbrach, bringt also keine verwertbaren Aussagen zu dieser Frage, und dasselbe gilt auch für die Stelle in *Hiob*, der ja als Verwandter Abrahams gilt. Dort wird auch nur gesagt, daß Chaldäer über Knechte und Herden Hiobs herfielen, ohne deren Herkunft anzugeben. Bei *Jesaya*, *Jeremia* und *Hesekiel* kann man eindeutig davon ausgehen, daß die Autoren dieser Bücher Südmesopotamien oder das babylonische Reich verstanden.

Der Verfasser der *Genesis* vertritt in Kap. 11 (28,31) dieselbe Auffassung, widerspricht ihr aber in 24 und 25, wo der Hinweis zu finden ist, daß Abraham aus *Paddan-Aram*, der *Ebene von Syrien*, also geographisch aus der *nordmesopotamischen Tiefebene* ausgezogen ist [vgl. Ernst 1995, 428f].

-----  
\* 1Mose 11,28,31; 15,7. 2Kön 24,2. 25,4-6,10,13,24-26. 2Chr 36,17. Esr 5,12. Neh 9,7. Hiob 1,17. Jes 13,19; 23,13; 43,14; 47,1,5; 48,14,20. Jer 21,4,9; 22,25; 24,5; 25,12; 32,4f,24f,28f,43; 33,5; 35,11; 37,5,8-11,13f; 38,2,18f,23; 39,5,8; 40,9f; 41,3,18; 43,3; 50,1,8,10,25,35,45; 51,4,24,35,54; 52,7f,14,17. Hes 1,3; 11,24; 12,13; 16,29.

Es ist müßig zu streiten, warum Abraham angeblich aus *Südmesopotamien* ausgezogen sei, denn in der Bibel steht dies nicht in dieser Form. Wenn der jüdische Historiker Flavius Josephus in Kap. 13,102 seines Werkes *Gegen Apion* schreibt, "daß die Chaldäer das Stammvolk des jüdischen Geschlechtes sind und in ihren Schriften der Juden als eines ihnen verwandten Volkes Erwähnung tun", dann ist anzunehmen, daß beide Völker in Nachbarschaft lebten. Lebten aber die Hebräer in Paddan-Aram und damit in Nordmesopotamien, dann müßte das weitgehend auch auf die Chaldäer zutreffen.

Es bleibt auch bei meiner Aussage, daß nicht nur in römischer Zeit, sondern auch noch lange danach in Nordmesopotamien, also im Südosten der heutigen Türkei, im Nordosten des heutigen Syriens und im Norden des heutigen Iraks, *Chaldäer* lebten, was sich auch in der Bezeichnung "Chaldäer" für einen Zweig der ostsyrischen Christen erhalten hat. Eindeutig zu korrigieren ist aber mein Satz: "Noch in römischer Zeit finden sich Reste der Chaldäer in *Kommagene*, im Gebiet der heutigen Südosttürkei westlich des Euphrats; dort prägten kommagenische Könige Münzen mit griechischen und *chaldäischen* Schriftzeichen." Diese Aussage ist, wie auch angeführt, übernommen von Velikovsky, der ja die Hethiter-Reiche in der Türkei mit den Chaldäern Südmesopotamiens bzw. den neubabylonischen Dynastie gleichsetzt. Die "chaldäischen" Schriftzeichen dürften in Wirklichkeit auf die 'Hieroglyphen-Hethiter' zurückzuführen sein, über die anschließend einiges angeführt wird.

### Zum Artikel "Zur Herkunft der Chaldäer" [Ernst 1996, 69-86]

Zunächst teilte mir Kurt Schildmann, der nach Erscheinen obigen Artikels Kontakt zu mir aufgenommen hatte, mit,

1. daß zwischen den sogenannten Hieroglyphen-Hethitern, den Hethitern der Kleinstaaten Karatepe, Karkemisch, Malatya usw. und den Großreichs-Hethitern in sprachlicher Hinsicht keinerlei Beziehungen bestehen. Außerdem ist die Sprache der Hieroglyphen-Hethiter nicht semitisch, was ich von der Sprache der in der Bibel erwähnten Hethiter annehmen möchte.
2. daß die Einwanderung von Nordwest-Iranern bzw. Indoeuropäern im weiteren Sinne in die Regionen Anatoliens und Mesopotamiens in mehre-

ren Schüben erfolgt sein muß bzw. daß mehrere *unterschiedliche* Gruppen von Osten oder Nordosten nach Anatolien bzw. Mesopotamien gezogen sein müssen. Die Gruppe, die sich dann in Zentralanatolien über eine vorgefundene Bevölkerung legte und die dann die Oberschicht des *Großhethitischen Reiches* bildete, gehört zu den sogenannten Kentum-Leuten. Sie ist von der Sprache her eindeutig von den Nordwest-Iranern zu unterscheiden, die der Satem-Gruppe angehören. Zu letzteren gehört hingegen die indoeuropäische Oberschicht des Urartäer-Reiches. Auch ihr Hauptgott Chaldi ist vom Namen her nordwestiranisch; in seinem sprachliche Ursprung ist er mit dem Sonnengott Surya der Indus-Kultur verwandt.

3. daß vom Sprachlichen her das Mitanni-Reich nicht mit dem Mederreich gleichzusetzen ist. Ersteres muß um Jahrhunderte früher bestanden haben.

Daraus ziehe ich folgende Schlüsse:

1. Die Gleichsetzung von Mitanni und Medern, die vor allem Heinsohn vertritt, ist nicht aufrechtzuerhalten. Es waren zwar den Medern verwandte Indoeuropäer, die sich im Ausgang des -2. Jtsds. über die bislang dort herrschenden Churriter legten und mit ihnen zusammen das Mitanni-Reich bildeten; aber das Mederreich bildete sich erst, nachdem das Mitanni-Reich den Großreichs-Hethitern mit ihrer Hauptstadt Boghasköy/Hattusas erlag und wahrscheinlich auch erst nach dem Untergang oder zumindest Niedergang des Hethiter-Reiches.
2. Die Einwanderung der Indoeuropäer, die sich über die "eierköpfige" Urbevölkerung Anatoliens legte und mit ihnen in *Zentralanatolien* das Reich der Großreichs-Hethiter bildete, erfolgte auch erst in der 2. Hälfte des -2. Jtsds. und damit einige Jahrhunderte später, als es in der etablierten Chronologie angenommen wird. Bekannterweise wurde das Hethiter-Reich über Ramses II. und seinen mit den Hethitern abgeschlossenen Friedensvertrag datiert. Zu dieser späteren Datierung der Großreichs-Hethiter paßt, daß die assyrischen Annalen erstmals von den Chatti zur Zeit Tiglatpilesers sprechen, der angeblich im Jahre -1107 einen Kriegszug gegen sie unternahm.  
Auch die Einwanderung der Indoeuropäer, die sich in *Ostanatolien* über Urbevölkerung und Churriter legten, wodurch dann das Reich von

Urartu entstand, erfolgte im Ausgang des -2. Jtsds.; daß diese Gruppe mit den Indoeuropäern, die in Zentralanatolien das Hethiterreich bildeten, abstammungsgemäß nichts gemein hat, wurde schon erwähnt. Von ihrem Hauptgott "Chaldi" dürfte sich dann die Bezeichnung "Chaldäer" abgeleitete haben, die dementsprechend in Ost- und Südost-Anatolien anzutreffen waren. Und ihr Land wurde wohl erst dann "Chaldäa" genannt.

3. Entsprechend den Datierungen der bisher behandelten indoeuropäischen Gruppen möchte ich annehmen, daß auch die ehemals westiranischen Indoeuropäer, die bis Südmesopotamien zogen und deren Sprach-Elemente Schildmann in der Sprache der Sumerer wiederfand, auch erst in der zweiten Hälfte des -2. Jtsds. dahin zogen. Dort lagerten sie sich über eine frühere Bevölkerung, die überwiegend aus Anatolien stammte, zumindest einen starken Anteil der "Anatolischen Urbevölkerung" enthielt. Letzteres schließe ich aus der von Eduard Meyer erwähnten in beiden Ländern anzutreffenden Schädelform, den "Eierköpfen". Auch hier mag erst die Ankunft der Indoeuropäer den Beginn der sumerischen Hochkultur veranlaßt haben; sie beendeten vielleicht die Frühzeit, in der die Könige oder Herrscher "noch in Zelten" wohnten.

Demnach wären auch die Sumerer der Hochkultur-Zeit ein Mischvolk gewesen, entstanden aus einer Ur-Bevölkerung Südmesopotamiens, später dorthin gezogenen Ur-Anatoliern, Churritern und den Satem-Indoeuropäern. Deshalb könnte auch die Sprache der Sumerer eine Mischsprache mit ganz unterschiedlichen Elementen gewesen sein. So konnte sowohl Schildmann in ihr "Nordwestiranisches" nachweisen, als auch andere Forscher völlig andere und fremde Elemente. Geblieben wäre allerdings die Erinnerung an ihre Herkunft aus dem Osten Anatoliens, aus Chaldäa, so daß man sie dann später "Chaldäer" nannten. Diese meine früherer These über die Herkunft der Chaldäer muß jetzt allerdings differenzierter gesehen werden.

Dr. Otto Ernst 51373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

# Richtschnur Ägypten

Anmerkungen zu K. Weissgerbers "Aegyptiaca I"

von Ralf Radke

Zu Recht kritisiert Klaus Weissgerber den schier unerschütterlichen Glauben der anerkannten Fachkapazitäten an die Richtigkeit ihrer Chronologie. Königslisten und Manetho - oder besser das, was spätere Bearbeiter aus ihm gemacht haben - sind bisher von keinem gelernten Ägyptologen in aller Vollständigkeit dahingehend untersucht worden, ob die Ordnung der Königsnamen neben- oder nacheinander zu erfolgen hat. Wegen der zahlreichen Widersprüche in der herrschenden Chronologie haben mich die stratigraphischen und technologischen Befunde Gunnar Heinsohns und Heribert Illigs überzeugt. Auch Weissgerber [250] erwähnt diese am Rande. Aber gerade darum verwundert es mich umso mehr, daß er von ihren neuesten Befunden ganz erheblich abweicht, ohne dies zu begründen.

## 1. Stratigraphie und Funde

Zu allererst maßgebend ist für mich - und ich folge darin Gunnar Heinsohn - die Schichtenfolge. Wenn eine Schicht unmittelbar unter einer anderen liegt, ist davon auszugehen, daß die sie repräsentierenden Zeiten auch unmittelbar aufeinander gefolgt sind. Der stratigraphische Zusammenhang gibt folglich auch den zeitlichen Zusammenhang wieder. Diese Annahme wird bestärkt, wenn kein abrupter kultureller Bruch erkennbar ist, zumindest wenn typische Gegenstände auch in der darüber liegenden Schicht hergestellt und bestimmte Bräuche auch weiterhin ausgeübt wurden.

Heinsohn selbst hat stets darauf hingewiesen, daß die Schicht aus der Zeit der Ramessiden direkt unter der hellenistischen zu finden ist. Auch Weissgerber ist dies bekannt [257], möchte jedoch gleichwohl Ramses III. mit Amasis gleichsetzen [260] und ihn damit zum Zeitgenossen Kyros des Großen machen. Damit läßt sich das Problem, daß es angeblich keine perserzeitlichen Schichten in Ägypten gibt, nicht aus der Welt schaffen.

Abgesehen von der Stratigraphie sprechen auch die technologischen Befunde dafür, daß Ramses III. in die Perserzeit einzuordnen ist. Bereits Velikovsky hat in seinem Buch *Die Seevölker* [1983] eine Vielzahl von Indizien aufgeführt, die diese Annahme plausibel erscheinen lassen. Da sind

zum Beispiel riesige Pylone, die noch im Hellenismus nahezu unverändert weitergebaut werden, aber auch kleine griechische Buchstaben auf der Rückseite von Kacheln, welche bei den Bauten Ramses III. verwendet worden sind. Ramses III. sitzt auf einem ähnlichen Thron wie der persische Großkönig. Die Beispiele sind zu zahlreich, um sie in dieser Anmerkung allesamt aufzählen zu können.

Erstaunlicherweise geht Weissgerber auf diese technologischen Befunde, die seiner zeitlichen Einordnung widersprechen, nicht ein, obwohl er sonst Velikovsky in vielem folgt. Ich halte es für einen Fehler, daß er die Geschichte Ägyptens nach der persischen Eroberung nicht mehr zum Gegenstand seines Beitrages gemacht hat, denn für mich ist diese untrennbar mit der Zeit der Ramessiden einschließlich Ramses III. verbunden. Ich verhehle es nicht: Ich liebäugle mit einer Radikalverkürzung und fühle mich darin durch Heinsohns und Illig Forschungen auf diesem Gebiet bestärkt.

## 2. Phantomzeiten im Hellenismus

Setzen wir nach Velikovsky Ramses II. mit Necho II. und Ramses III. mit Nektanebos I. gleich. so ergibt sich folgendes Problem, auf das auch Weissgerber [259f] hinweist: Necho II. regierte von -610 bis -595, Nektanebos I. von -381/80 bis -364/63. Damit liegen zwischen dem Tod des ersten und dem Regierungsantritt des letzteren nach herkömmlicher Zeitrechnung 215 Jahre. Die Fundsituation spricht jedoch dafür, daß zwischen Ramses II. und Ramses III. ein wesentlich kürzerer Zeitraum verstrich. Aus diesem Grund lehnt Weissgerber die Gleichsetzung Ramses III. mit Nektanebos I. ab und sieht stattdessen eine Parallele zu Amasis (568-526). Ich halte es hingegen für ausgeschlossen, daß anhand der Lehrbuchchronologie die stratigraphischen und technologischen Befunde, auf die Heinsohn und Illig hinweisen, widerlegt werden können.

Illig hat in dieser Zeitschrift bereits dafür plädiert, daß Zeitkürzungen vor der Zeitenwende vorzunehmen sind. In seinem Aufsatz *Rom bis Athen - was bleibt bestehen?* weist er auf einen Leerraum von (mindestens) 200 Jahren, etwa zwischen -400 und -200 hin [281]. Die Ergebnisse von Paul C. Martin bestärken ihn darin: "Wir können nur noch stammeln: Streichen, streichen, streichen! Auch aus der griechischen Münzgeschichte sind Ummengen von 'dark ages' zu entfernen - möglicherweise doppelt bis

dreimal so viele Jahrhunderte, als sich Heribert Illig bei seinem römischen Ansatz jemals erträumt hat" [Martin 266].

Folgen wir den Ausführungen Illigs, endet die Perserzeit gegen -400 (dieses Datum ist nur ein Anhaltspunkt, vgl. hierzu Illig 284f) mit dem Tode Kyros d. J. auf dem Schlachtfeld. Es beginnen die Diadochenkämpfe und mit ihnen der Hellenismus. Laut Heinsohn [1996] bleiben jedoch die späten Perser bis hin zu Alexander erhalten, da sie mit den wohlbekannten Funden der Assyrer belegt werden können, die identisch sind mit den Persern. Dies würde Illigs 220-Jahres-Lücke um 80 Jahre reduzieren. Dafür wird Zeller, wie ich höre, im nächsten Heft eine 'Quadratur des Kreises' vorstellen.

Bereits 1989 kam Zeller [35] zu dem Schluß, daß Ramses II. mit Amasis (570-526) gleichzusetzen sei. Unterstützung fand er bei Illig [1989, 24; 1992, 23], welcher auf ähnliche Schilderungen bei Herodot hinweist. Damit rückt die Zeit Ramses' II. bereits dicht an die Perserzeit heran. Erkennen wir mit Velikovskij Ramses III. als eine Art Gegenkönig zur Zeit der Achämeniden, rückt dieser Herrscher entsprechend der von Illig postulierten Lücke näher an Ramses II. heran. Demzufolge liegen zwischen beiden Monarchen nur wenige Generationen. Dies paßt zur Fundsituation und widerspricht nicht den von Heinsohn und Illig festgestellten Befunden.

### 3. Amarna und Echnaton

Die Datierung des Amarna-Archivs schafft weitere Probleme. Weissgerber verspricht, hierzu noch gesondert Stellung zu nehmen. Heinsohn hat in seiner neuesten Veröffentlichung zu diesem Thema Kyros d. Gr. mit dem aus dem Amarna-Archiv wohlbekannten Aziru gleichgesetzt. Obzwar er sich bei der Person des ägyptischen Herrschers nicht eindeutig festlegt, sondern lediglich von einem "für Echnaton gehaltenen" Pharaon spricht [153], bedeutet dies, daß die Amarna-Zeit an das Ende des medischen Großreichs geknüpft ist. Da meines Wissens die Amarna-Zeit untrennbar mit Echnaton verbunden ist, spricht dies dafür, daß dieser Pharaon den Griechen als (ein) Necho bekannt war.

Die Argumentation Cheops = Echnaton überzeugt mich. Genauso sprechen gute Gründe dafür, Echnaton mit (einem) Necho gleichzusetzen. Es bleibt jedoch das Dilemma, daß Herodot, den wir als zuverlässigen Geschichtsschreiber rehabilitiert haben, Cheops einige Generationen vor seiner Zeit eingeordnet hat. Dies paßt nicht zu Heinsohns Ergebnis, wonach der

Pharao des Amarna-Archivs (Echnaton? = Necho) ein Zeitgenosse Kyros d. Gr. gewesen ist. Aber seine Argumente, stratigraphisch belegt, lassen sich nicht einfach übergehen. Bei ihrer Berücksichtigung erhalten wir ein anderes Zeitschema als dasjenige, das uns Weissgerber wiedergibt:

---

**Vorläufiges Zeitschema** (nach Angaben von Heinsohn, Herodot und Illig)

Ca.-Zeit	Zeitalter	Herrschernamen
1000-800	Frühägyptische Zeit	
800-750	Hyksos-Zeit	Salitis Chian Apophis
750-620	Aufstieg unter der 12. (= 18.? Dyn.)	Amenophis (Amenemhet) Thutmosis (Sesostris) Cheops (Echnaton)
650-525	Großmacht unter der 19. (=26. Dyn.)	Necho ("Echnaton") Amasis (Ramses)
525-330	Persische Herrschaft	Ramessiden
ab 330	Hellenismus (viell. schon ab -400)	Ptolemaios

---

Dieses Grobschema orientiert sich an der tatsächlich vorhandenen und damit unumstößlichen Stratigraphie. Die Jahresangaben verstehen sich nur als Orientierungshilfe.

#### 4. Schlußbemerkung

Wir müssen unseren Blick aus der Gegenwart in die Vergangenheit richten, mögliche Lücken ("Phantomzeiten") und andere Widersprüchlichkeiten aufdecken und zur Diskussion stellen. Chaotisch wird es in der Tat, wenn wir in umgekehrter Richtung vorgehen: aus einer zeitlich nicht absolut einzuordnenden Vergangenheit in die Gegenwart. Sofern unsere Chronolo-

gie willkürlich gestreckt worden ist, würden wir den Fehler wiederholen, den die herrschende Lehrmeinung gemacht hat: Wenn wir überlieferte Ereignisse zeitlich zu früh eingeordneten Personen zuordnen, entstehen zwangsläufig Lücken zwischen dieser zu fernen Vergangenheit und unserer Gegenwart. Auf diese Weise werden die von den antiken Historikern gut bezeugten Reiche wie die der Meder und Perser selbst zu Phantomreichen. Geben wir also der Antike zurück, was ihr die moderne Geschichtsschreibung genommen hat.

### Literatur

- Heinsohn, Gunnar (1996): "Kyrus der Amarder/Marder = Aziru der Amurru/Martu. Das Ende des Mitanni=Meder-Reiches"; in *Zeitensprünge* VIII (2) 139
- Illig, Heribert (1989): "Ramessidisches Postskriptum"; in *VFG* I (5) 24
- (1992): "Darius und Ramses II. Neue Identifikationsansätze"; in *VFG* IV (1) 20
- (1995): "Rom bis Athen - was bleibt bestehen? Zeitkürzungen vor der Zeitenwende. Eine Skizze"; in *Zeitensprünge* VII (3) 269
- Martin, Paul C. (1995): "Wie stark erhellen Münzen die 'dark ages' in Italien? Numismatik gegen Illigs Thesen. Teil III: Die Goldmünzen der römischen Republik"; in *Zeitensprünge* VII (3) 247
- Velikovskiy, Immanuel (1983): *Die Seevölker*; Frankfurt/M. (engl. 1977)
- Weissgerber, Klaus (1996): "Aegyptiaca I. Erste Bemerkungen zur altägyptischen Geschichte"; in *Zeitensprünge* VIII (3) 248
- Zeller, Manfred (1989): "Zur frühen Perserzeit in Mesopotamien und Hatti"; in *VFG* I (5) 32

Ralf Radke 99310 Arnstadt, Ried 4

# Die *Germania* und die Germanen

oder gegen den grundlosen Kahlschlag in der Geschichte

Alexander Jurisch

Uwe Topper hat im zweiten Heft der diesjährigen *Zeitensprünge* in einem Artikel gefragt, wer eigentlich die Germanen erfunden habe. Ausgehend von der Annahme, daß die *Germania* des Tacitus gefälscht ist, postulierte er auch die Germanen selbst als Fälschung, wobei er keine wissentliche Fälschung sieht, sondern das Ergebnis einer durch die *Germania* fehlgeleiteten Forschung, die im 19. Jahrhundert ihren Anfang nahm. Im Folgenden lege ich dar, daß der Befund einer gefälschten *Germania* nicht zwingend auf die Nichtexistenz der darin Behandelten schließen läßt.

1. Daß die *Germania* des Tacitus nicht von Tacitus, sondern wahrscheinlich eine klerikale Fälschung des späten Mittelalters ist, darüber herrscht Einigkeit. Die Kommentare der Philologen in verschiedenen Ausgaben dieses Werkes, die umständlich zu erklären suchen, was Tacitus dazu bewogen haben könnte, ein solches Werk zu schreiben, scheinen mir bei näherem Abklopfen allzu konstruiert und an den Haaren herbeigezogen, als daß dies wahrhaftig die Beweggründe eines Römers gewesen sein könnten. Ich glaube, daß es der römischen Mentalität fernlag, dem eigenen Volk einen moralischen Spiegel vorzuhalten, der zur Nachahmung anregen sollte, geschrieben mit der einzigen Intention, den Römern wieder ein Gefühl für den alten und zu diesen Zeiten schon leeren Begriff der *Virtus* zu geben.

2. Uwe Topper behauptet weiterhin, daß die *Germania* dazu gedient habe, den Rhein als Westgrenze des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation festzulegen, was den eroberischen Absichten Frankreichs entgegengekommen wäre. Nach Osten hin sollte der Raum bis zum Don reichen, sich also fast unbegrenzt in den östlichen Weiten verlaufen.

Man könnte daraus einen Versuch ablesen, das europäische Raumverhältnis durch einen Betrug, nicht durch Vertrag oder Krieg zu ordnen, beziehungsweise einem Krieg durch einen Betrug Vorschub zu leisten, der darauf ausgerichtet ist, die 'alten' Grenzen wiederherzustellen. Nun gibt Topper aber in seinem Artikel den linksrheinischen Raum zwischen Maas und Mosel als ursprüngliches Germanengebiet aus, jenes Gebiet also, auf

das sich Cäsar bezieht und von dem 'Tacitus' ebenfalls spricht. Es kann also in der *Germania* keinesfalls darum gehen, den Rhein als Westgrenze des Germanengebiets festzuschreiben.

Tatsächlich lag diese Westgrenze bis zum 15. Jh. sogar westlich der Maas. Erst in diesem Jahrhundert, in dem die *Germania*-Fälschung anzusiedeln ist, entstanden aus burgundischen Gebieten die erst spanischen, dann österreichischen Niederlande; erst damals rückte die deutsche Westgrenze hinter die Maas zurück. Erst damals hätte eine deutsche *Germania*-Fälschung speziellen Sinn gemacht, indem sie auf die Maas als Westgrenze abstellte und damit einen verlorenen Raum beanspruchte, wie es A.H. Hoffmann von Fallersleben in seiner Verszeile "Von der Maas bis an die Memel" neuerlich versucht hat.

3. Topper behauptet, daß die Erforschung einer indogermanischen Ursprache Zeitverschwendung sei, da es eine solche nicht gegeben habe. Wir stimmen insoweit überein, daß die Rekonstruktion einer seit Jahrtausenden verlorenen Ursprache durch festgelegte Algorithmen, die die Lautverschiebung regeln, nicht unbedingt zu einem Ergebnis führen muß, da die Entwicklung einer Sprache immer etwas Dynamisches ist und keiner Gesetzmäßigkeit folgen muß. Nachprüfbar wäre ein derart gewonnenes Ergebnis auf gar keinen Fall!

Die ins Auge springende Ähnlichkeit jedoch, die das Vokabular all jener Völker bietet, die man als der indogermanischen Wanderbewegung zugehörig ansieht, kann auch durch eine Fälschung der *Germania* im späten Mittelalter nicht zunichte gemacht werden.

Dazu kommt, wie Topper selbst in seinem Artikel geschrieben hat, daß er statt einer indogermanischen Ursprache eine Ordonnanzsprache umher-schwadronierender Grüppchen postuliert, die als *Lingua franca* Karriere machte. Meine Frage lautet: Woher kommt eine Ordonnanzsprache, die für alle Schwadronen gleich zu sein scheint und sich im Laufe der Zeit in Wanderbewegungen verbreitet, während die originären Dialekte derer, die söldnerisch umherziehen, ganz ins Hintertreffen geraten? Dies scheint mir noch phantastischer zu sein als die These, daß die Germanen eine Erfindung der romantischen Philologie wären.

4. Unbestritten ist, daß die keltische Kultur in Europa eine Hochkultur war, vielleicht die erste, vielleicht auch nicht. Unbestritten ist auch, daß

diese Hochkultur nahezu sang- und klanglos von der Bildfläche verschwunden ist. Die Lehrmeinung geht davon aus, daß dies den indogermanischen Wanderbewegungen zuzuschreiben sei. Was kann im nachmalig deutschen Gebiet dazu geführt haben, daß die Kultur der Kelten wenn nicht untergeht, so doch einer Veränderung unterworfen wird, die vom Original nicht mehr viel erkennen läßt? Mir bleibt kein anderer Schluß, als in diesem Punkt eine Wanderbewegung ins Feld zu führen und zwar eine, die mit ziemlicher Dynamik vonstatten ging.

Wie kommt denn überall in der alten Welt diese auffallende Gleichzeitigkeit von Veränderungen zustande? Dem Untergang der minoischen Kultur durch die einwandernden Achäer entspricht der Untergang Hallstatts durch indogermanische Einwanderung. Der Zerfall der orientalischen Reiche und die Entstehung des Mederreiches stehen ebenfalls als Paradebeispiel für eine Wanderbewegung, die nach allen Seiten ausgriff.

Ein solch weltbewegendes Ereignis bloßen umherschwadronierenden Söldnergrüppchen zuzuschreiben, die weder ethnische noch genetische Gemeinsamkeiten untereinander besaßen, scheint mir sehr abenteuerlich, um nicht zu sagen unglaublich. Genauso unvorstellbar wäre ein Söldner Arminius, der um etwas kämpft, was keinen Söldner interessiert, um den Grund und Boden seines Volkes. Und wer hätte all diesen Söldnern ihren Sold gezahlt?

Woher kommt es, daß die Römer zu Zeiten des Marius, da sie sich gegen Kimbern und Teutonen zur Wehr setzten, jene 'Nordvölker' nicht mit den eindeutig als Kelten identifizierbaren Mannen des Brennus verglichen, sondern sie als ein ihnen unbekanntes Volk beschrieben, das sie nie zuvor zu Gesicht bekommen hatten? [Hierbei muß ich allerdings eingestehen, daß zu Zeiten der Römer diese Unterscheidungen fließend waren, denn man hielt gefangene Germanen, die während des Spartakusaufstandes (75-71) auf Seiten der Aufständischen kämpften, für Kelten. Hier findet sich in der Tat kein Germanenbegriff.]

5. Snorri Sturlusons Bezeichnung für das germanisch-nordische Göttergeschlecht lautet Asen, Asgard heißt sein Land. Er beschreibt in seinem Prolog, wie Odin/Wotan aus dem Osten, aus Asien, nach Westen und schließlich nach Norden gezogen kommt. Dies führt zu einer mythologischen Auseinandersetzung mit dem Göttergeschlecht der Wanen, hinter dem sich meiner Meinung nach eine keltische Mythologie verbirgt. Ist dies eine

bloße Erfindung Sturlusons, aus der man die Idee eine Wanderbewegung rekonstruiert haben könnte, oder hat Sturluson Wissen verarbeitet, das Tatsachencharakter hat?

Nun teilte mir Topper in einem Brief mit, daß die Germanen, beziehungsweise die Krieger und Söldner, die sich so nannten, hauptsächlich aus dem Iran, recte Persien kommen. Dafür scheint mir vieles zu sprechen. Nicht nur der mythologische Prolog Sturlusons, sondern auch die oftmals so auffälligen und aus dem europäischen Rahmen fallenden Haartrachten der Germanen und der bis zum Fetisch gesteigerte Haarkult der Merowinger (wallendes und volles Haar war das Symbol für das Königsheil), die Vorstellung des Gottkönigtums, die sich auch bei den Kelten findet, und die Vorstellung, daß der König ein Heilsbringer, eine mythische Gestalt sei. Besonders der Königsheilmythos und das Heilsbringertum sind Begriffe, die sich gut mit den religiösen, den theokratischen Anschauungen des Orients vergleichen lassen. Man findet sie in ausgeprägtester Form bei den Assyrern und den Ägyptern wieder.

Diese Vorstellungen konnten weder von den Griechen noch von den Römern eingeflossen sein; es muß also ältere Traditionen dafür gegeben haben. Dieser Übereinstimmung mischt sich gleichzeitig allerdings das Problem bei, daß Germanen, Griechen wie auch Römer zu den Indoeuropäern zählen. Es müssen also bei letzteren andere Faktoren aus eroberten Kulturen stärker gewesen sein als ihr tradiertes Erbe. Man denke dabei an die minoische Kultur oder an die Etrusker.

6. Bei der Hunnenschlacht auf den Katalaunischen Feldern (451) spielen die salischen Franken unter der Führerschaft eines gewissen Chlodio eine wichtige Rolle auf Seiten der Römer. Jener Chlodio, der als erster nachgewiesener Merowinger angesehen werden kann, hat den bekannten Chlodwig zum Enkel, der von seinem Gut Turnacum aus das ganze, ehemals römische Gallien erobert. Die von Kelten und Römern gleichermaßen abstammenden Gallorömer erkennen die neuen Herren, die Franken, nicht als ihresgleichen an, fühlen sich ihnen kulturell überlegen und sind dennoch Besiegte und in der Hand von unterentwickelten 'Barbaren'!

Zu diesem Zeitpunkt müßten die Germanen längst aus einem Söldnerhaufen zu einem Volk geworden sein. Denn ein Reich wie das der Merowinger hätte niemals entstehen könnte, wenn es sich bei Germanen und den ihnen zugehörigen Franken um bloße Söldnerhaufen handelte, denn jene

wüßten nichts von einer Reichsidee und könnten sie, aus kulturellem Unvermögen heraus, auch nicht von den Römern adaptieren. Sie hätten nie die Idee verfolgt, Land zu erobern, um es zu beherrschen oder gar einen Staat zu konstituieren, sondern lediglich gebrandschatzt. Nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches haben sich überall in den ehemaligen Provinzen Germanenreiche ausgebildet (Gallia + Gebiet der Germania Magna = Franken, Iberia = Westgoten, Italia = Ostgoten, Marokko und Libyen, ehemals Karthago = Vandalen), während es bei den Kelten kein vergleichbares Staatssystem gegeben hat. Beide Tatsachen lassen als einzige Schlußfolgerung zu, daß die Volksgemeinschaft, die da Furore machte, etwas Eigenes, Nichtkeltisches hatte.

Die Elemente, auf die die Merowinger ihre Macht gründeten - Gottkönigtum, ja Verwandtschaft mit den Göttern -, all dies sind zugegeben auch keltische Begriffe und, wie auch schon gesagt, orientalische. Aber sind es deshalb keine germanischen, wo diese Vorstellungswelten gerade während und in den sich nach der Völkerwanderung etablierenden, zumeist kurzlebigen Germanenreichen deutlicher verwirklicht wurden, als dies bei den Kelten der Fall gewesen war? Selbst wenn die Germanenstämme nur keltische Vorstellungen adaptierten, hätten sie diese 'unkeltisch' umgesetzt.

7. Zweifellos liegt der Beginn der indogermanischen Wanderschaft im Dunkeln. Daß zu dieser Zeit die nachmaligen Stämme, die man als germanisch bezeichnet, noch zusammenhangslose Söldnergruppen waren, die sich mal hier und mal dort schlugen, ist nicht direkt von der Hand zu weisen. Doch wenn es so gewesen wäre, dann kann es keine Ordonnanzsprache gegeben haben, die die Funktion einer Hochsprache übernommen hat. Es kann nur so gewesen sein, daß die Sprache eines kleinen Kernvolkes sich auf alle sich diesem zugesellenden Personen und Gruppen ausgedehnt hat.

Eine im Laufe der Jahrhunderte sich verkettende Kampftradition führte meiner Meinung nach zu einer eigenen, volksspezifischen Tradition, zu ethnologischer Verbundenheit und sogar zu zunehmender genetischer Verwandtschaft und Eigenart, die unverwechselbar ist. Daher sehe ich keinen Grund dafür, daß die Stämme beziehungsweise das Volk, das jenes Gebiet Germania Magna bewohnte und erfolgreich gegen die Römer verteidigte, nicht existiert haben soll.

Uwe Topper betrachtet unsere Kultur und unser Denken als etwas, das immer noch von jener Germanenvorstellung der *Germania* manipuliert

wird. Die Deutschen hätten sich demnach die in der *Germania* beschriebenen Tugenden erst zu eigen gemacht.

Das Heilige Deutsche Reich des Hochmittelalters war seiner Art nach von den romanischen Ländern, Frankreich und Italien, verschieden. Ohne daß irgendjemand in dieser Zeit die *Germania* als Leitfaden zur Unterscheidung hätte benutzen können, denn sie war ja noch gar nicht geschrieben, lebte man, etwas verfeinert freilich, in jener bockbeinigen Art dahin, die uns unseren Nachbarn fremd und, das vor allem, bedrohlich erscheinen ließ, was ein immer noch und gerade nach dem Weltkrieg zärtlich gepflegtes Märchen ist.

Aber es muß Unterschiede gegeben haben zwischen den Gebieten, die ehemals unter römischer Herrschaft gestanden und jenen, die sich der römischen 'Befriedung' widersetzt hatten, und dies nicht zuletzt und äußerst gravierend in der Sprache. Die Vorlage für die Germanen der *Germania* können also nur unsere eigenen Vorfahren aus dem Hochmittelalter sein, die Kaiser der Sachsen, Salier und Hohenstauffer. Sie dienten meiner Meinung nach als Vorlage für jene unzivilisierten, der feinen römischen Welt gänzlich fremden Germanen.

Der politische Hintergrund der *Germania*, der sich nahezu in Einklang mit der Politik Frankreichs in der frühen Renaissance befindet, mag diese zur Fiktion abstempeln, ebenso die seltsamen Umstände ihres Auffindens. Die Germanen der *Germania* jedoch, so fiktiv diese kurze Novelle auch sein mag, die Germanen der *Germania* hatten die Deutschen des Mittelalters zum Vorbild, wenn man gewisse, grundlegende Züge betrachtet, denn nur derart war eine Identifikation möglich und nur so ist ihr Inhalt glaubhaft.

8. Selbst wenn man den Herkunftsort der Germanen, das iranische Bergland anstatt der eurasischen Ebenen annimmt, wie Topper es vorgeschlagen hat, so kommt man nicht umhin, eine indogermanische Wanderbewegung annehmen zu müssen, die weitgehend flächendeckend verlaufen ist und durch die sich die Volksgemeinschaft der Germanen, beziehungsweise die germanische Kampfgemeinschaft zu einem Volk gestaltet und Einfluß auf viele Gebiete Asiens und Europas genommen hat. Die Vertauschung des Herkunftsgebietes würde Elemente in der germanischen Mythologie besser erklären, aber ist weder ein hinreichender noch ein notwendiger Grund für mehr als das.

Es bleibt immer noch die Frage, wie diese Wanderbewegung vonstatten gegangen sein könnte. Eine Kampfgemeinschaft assimiliert sich, wird gleichzeitig beherrschend; sie bringt die vielzitierte Sprache mit, die sich ebenfalls mit der bei den Eroberten vorhandenen Sprache assimiliert. Was die Philologen finden, kann also immer nur eine kleine Scherbe sein, archetypische Wörtchen, die sich wunderbarerweise in allen Gebieten, wo diese 'Kampfgemeinschaft' eingefallen ist, nahezu gleichartig, ähnlich erhalten haben, rechnet man die Lautverschiebungen und andere Faktoren hinein. Rückschlüsse auf eine Ursprache aus diesen Rudimenten zu ziehen, lehne ich jedoch nach wie vor als sinnloses Unterfangen ab.

Fazit:

- Die sogenannte taciteische *Germania* ist eine klerikale Fälschung des Mittelalters.
- Die *Germania* hatte die Deutschen des hohen Mittelalters zum Vorbild.
- Die indogermanische Wanderung hat zweifellos stattgefunden.
- Die germanisch-nordische Mythologie weist Analogie zu orientalischen Mythologien auf, was für eine Wanderbewegung spricht.
- Analogie, Ähnlichkeiten in den betroffenen Sprachen können nicht übergangen werden. Sie legen Zeugnis für die Faktizität der Wanderbewegung ab und ebenso Zeugnis für den Volkscharakter der Fahrenden.
- Das Zugeständnis der Fälschung der einzigartigen *Germania* ist bei nüchterner Betrachtung ein Schritt, der seinesgleichen sucht und seiner Art nach nur mit den verschwundenen dreihundert Jahren vergleichbar.
- Eine nötige Revision des in der Romantik idealisierten und während des Nationalsozialismus pervertierten Germanenbegriffes ist durch Entlarvung der *Germania* als klerikale Fälschung des Mittelalters durchgeführt worden. Dabei gleich in einem Aufwasch auch das Volk der Germanen als Fata Morgana zu betrachten, entbehrt jeder Logik.

Alexander Jurisch 81249 München, Freienfelsstr. 23

# Hinweise zur Neuordnung der Chronologie Indiens

Uwe Topper

## 1.

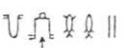
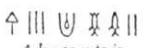
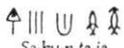
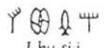
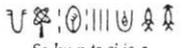
In seine Betrachtung über die Ursprünge und das Wachsen der indischen Religiosität hat Aravamuthan [1955], ein hervorragender Kenner des Hinduismus, auch die Siegel der Indus-Zivilisation, speziell die von Harappa [ebd 122ff], einbezogen und ohne zu zögern erklärt, daß die dargestellten Tiere und selteneren Menschengestalten in direktem Zusammenhang mit der vedischen Religion, noch genauer mit dem Rig-Veda, zu verstehen sind [1955, 122ff]. Ohne auf die damals noch nicht lesbaren Schriftzeichen einzugehen, stellt er Verse des Rig-Veda und Siegelbilder nebeneinander und erkennt, daß es sich um dieselbe Form religiösen Ausdrucks handelt. Er beruft sich dabei auch auf seine sechs Jahre zurückliegende Veröffentlichung, deren Hauptthema war, zu zeigen, "daß die Harappa-Kultur nach Rg-vedisch ist und einen frühen Schritt in der langen Entwicklung von Rg-vedischer Kulturstufe zum mittelalterlichen und modernen Hinduismus" darstellt [1949, 77f].

Da sich Aravamuthan nirgends in seiner Schrift auf chronologische Spekulationen einläßt, wohl aber wie die meisten Hindugelehrten annimmt, daß die vedische Dichtung nicht vor Mitte des -1. Jtsds. entstanden sein kann, können wir mit ihm annehmen, daß die Harappa-Siegel nur wenig älter als zwei Jahrtausende sein dürften. Zusammenfassend sagt er wörtlich:

"Siegelzeichen und Figuren von Harappa sind deutlich Verkörperungen der Einbildungskraft der Rg-Veda Dichter. Rg-vedische und harappische Ideen arbeiten nach denselben Grundzügen, sowohl in der natürlichen Auffassung von Tieren, Vögeln und menschlichen Wesen als auch in ihrer Verbindung zu Fabeltieren. Seher-Dichter und Bildhauer haben sie sich gleicherweise vorgestellt und geformt. Ein Vergleich altägyptischer und mesopotamischer Behandlung von Lebewesen ergibt nicht nur, daß der Unterschied zwischen ägyptischer und mesopotamischer Auffassung auf der einen Seite und der von Harappa und dem Rg-Veda auf der anderen grundlegend ist, sondern stellt auch die Ähnlichkeit und Nähe der Auffassung von Harappa und Rg-Veda unmißverständlich heraus" [Aravamuthan 1955, 130].

## Verschiedene Ären:

- 3137 Kaliyuga, Indien
- 321 Seleukidenära, griechischer Kulturkreis
- 269 Ära des Aschoka, Indien
- 57 Vikrama-Ära, Indien
- Christliche Zeitrechnung
- 78 Saken-Ära, Indien
- 343 Sri-Harscha-Ära, Pandschab/Nepal, Startpunkt 1
- 607 Sri-Harscha-Ära, Pandschab/Nepal, Startpunkt 2
- 622 Hidschra-Zeitrechnung, islamisch
- 622 Baidurya-Karpo, Tibet
- 1026 Brihaspati-Zeitrechnung, Indien

 <i>e-se a-se-si-te</i>	 <i>A-ku-sa-si-e</i>	 <i>I-ku-na-ta-ja</i>
 <i>A-ku-e</i>	 <i>A-ku-sa-n-ta-ja</i>	 <i>Ta-ku-ja</i>
 <i>A-ku-ja</i>	 <i>A-ku-sa-nta-ja</i>	 <i>Ku-ja</i>
 <i>A-ku-s-e</i>	 <i>I-ku-ja</i>	 <i>Sa-ku-n-ta-ja</i>
 <i>A-ku-si-i-e</i>	 <i>I-ku-si-i</i>	 <i>Sa-ku-n-ta-si-ja-e</i>
 <i>A-ku-sa-ja</i>	 <i>I-ku-na-ta-si-i-e</i>	 <i>Ta-i</i>

Entzifferungsversuch proto-indischer Inschriften durch Friedrich Hrozný  
 [Hrozný 1940, 54]

Die angebliche Tempellosigkeit der vedischen Religion ist ihm nur eine scharfe Bemerkung wert. Mit detaillierten Hinweisen ordnet er kultische Figuren der vedischen Religion zu, und zwar nicht nur den gehörnten Gott in Yogastellung auf einem der Siegel aus Harappa (der inzwischen für Vieles erhalten muß), den er als Pasupati identifiziert, "Herrn der Rinderherden und der Yogis", sondern auch Rundplastiken wie etwa eine vierköpfige Gestalt Vischnus. Die auch heute noch vielfach vertretene Einordnung der Harappa-Zivilisation als "dravidisch" kommt diesem Kenner seines Heimatlandes absurd vor [Aravamuthan 1955, 125].

Mit seinen beiden Schriften hat Aravamuthan die gängige Meinung nicht umstürzen können, obgleich man das Fehlen archäologischer Zeugnisse für die hochentwickelte vedische Kultur durchaus als problematisch empfand.

## 2.

Schon 1940 hatte Friedrich Hrozný in Prag aus seinen ersten Versuchen, die "proto-indische" (d.h. Indus-Tal-)Schrift zu entziffern, die Schlußfolgerung gezogen, daß diese - wie auch die kretische Linearschrift - eng mit der "hethitischen" Hieroglyphenschrift verwandt ist und in der Grundlage indoeuropäisch sein müßte. Hrozný fügt hinzu:

"Gemäß den Eigennamen waren diese proto-indischen Indoeuropäer stark mit churritischen und vielleicht teilweise auch elamitischen Elementen vermischt" [Hrozný 1940, 54].

Seine versuchsweise Lesung, noch fälschlich von rechts nach links, hat schon gewisse Laute als grundsätzlich richtig erkannt, etwa wenn er das Zeichen für Hund KU liest [ebd, 54], während es nach Schildmanns neuesten Erkenntnissen śu klingen muß, genauer śu-n, also sanskritisch für (lat.) can(is)=Hund [ebd 54]. Die Reihe KU - śu(-n) - Hun(d) ist lautgesetzlich.

## 3.

Die epochale Entzifferung der Industalschrift durch den Altphilologen und Sumerspezialisten Kurt Schildmann, Bonn, vor zwei Jahren ist beinahe unbeachtet durch die Zeitschriften und Kongresse gegangen. Schildmann gibt ja nicht eine neue Theorie wieder, sondern liest die Zeichen auf den Siegeln im Klartext, wobei er Wörter und Begriffsgruppen aus dem Sanskrit

findet. Zugleich stellt er auch fest, daß diese Begriffe in "Sumerisch", eigentlich Hochlandiranisch, fast gleich lauten, was er an vielen Beispielen belegen kann. Die phonetische Verschiebung, zumeist von Konsonanten und nach strenger Regel, ist eher als eine Mißdeutung der Umschrift denn als Änderung der Aussprache anzusehen. Im Grunde haben wir es hier mit einer von den Wissenschaftlern selbst verschuldeten Komplizierung zu tun. Vermutlich konnten sich "Sumerer" und Industal-Leute in ihrer Schriftsprache noch vollkommen verstehen. Daß auch die Schriftsprache der Maya aus dieser selben Wurzel stammt und eigentlich eine 'Koine' der mittelmeerischen Seehändler für ihre Kontore in Mittelamerika war, hat Schildmann ja schon 1990 dargestellt.

#### 4.

G. Heinsohns Schrift "*Wer herrschte im Industal?*" schuf dann auch mit stratigraphischen Überlegungen Klarheit: Die Zivilisation von Harappa und Mohendjo-Daro im Industal beginnt ungefähr um -600 und leitet die sogenannte altvedische Zeit ein. Sie entwickelt sich als Ableger oder Kolonie der Herrscher des Iran zwischen -550 und -325 [Heinsohn 1993, 90]. So kann wieder eins der archäologisch-historiographischen Doppelprobleme in Heinsohnscher Manier gelöst werden: Die hochentwickelten metallverarbeitenden Arier erhalten endlich die Städte, die sie benötigen, und die Harappa-Leute erhalten ihre Gesetze und Epen, die durch die Siegel suggeriert werden und in derartigen Städten nicht fehlen dürfen.

Damit ist auch geopolitisch die Einheit der sumerisch (richtiger chaldäisch)-iranisch-indischen Zivilisation gewahrt, die Schildmann auf linguistischem Gebiet festgestellt hat.

#### 5.

Nun hat allerdings die bodenständige indische Zeitrechnung ähnlich hohe Zahlen angesetzt wie etwa die jüdische oder - ihr folgend - byzantinische, nämlich die Kaliyuga-Ära, bis heute in Indien in Gebrauch, deren Epoche 3137 Jahre v.u.Z. liegt. Zwar wird dieser Zeitpunkt nicht als Erschaffung der Welt angesehen, aber doch 'historisch' fixiert, nämlich als Beginn des Großen Krieges ums Heimatland, Mahabharata. Dieses Datum ist angesichts der Erwähnung von Metallwaffen und Streitwagen oder der Nennung

der Jonier [= Yauna; *Mahabharata* XII, 207, 43] ohnehin illusorisch. Dennoch hält man in europäischen Universitäten weiter an einem hohen Datum für die "Einwanderung der vedischen Arier in Nordindien" fest. Basham [1954] nimmt dafür das -9. Jh. an, 'üblicherweise' wird die Zeit zwischen -1000 und -1500 angesetzt, van Lohuizne-Leeuw [1970, 35] geht sogar von -1500 bis -1800 aus. Belege für diese hohen Datierungen gibt es keine. Nach allem vorhin Gesagten müßte man den Großen Krieg - oder genauer die davon berichtende Heldendichtung - ins gleiche Zeitalter wie Homers *Ilias* einstufen, also frühestens um -600. Die darin vorkommenden hochgeistigen Passagen könnten noch gute hundert Jahre später entstanden sein.

Die von Englisch schreibenden indischen Wissenschaftlern selbst erstellte Chronologie [Mitra 1937, I, 136f] sieht als Beginn der von Panini geschaffenen Sanskrit-Sprache einen Zeitraum um -400 vor, wobei dem sehr ähnlichen Avestisch und Altpersisch ein Vorsprung von etwas mehr als einem Jahrhundert gelassen wird. Dies würde sich in Heinsohns Szenario einfügen.

## 6.

Als nächster umstrittener Zeitpunkt ist Buddhas Todesdatum diskutiert worden, das ja ebenfalls als Beginn einer Zeitrechnung angesetzt wird. Illig hat [1992, 7-10] die großen Schwankungen dargestellt und für einen Ansatz zwischen -400 und -350 plädiert. Dies dürfte innerhalb der akzeptierten Chronologie verwendbar sein, gibt uns aber noch keinen absoluten Zeitpunkt, denn die folgenden Jahrhunderte weisen mehrere Lücken und Neuansätze auf.

## 7.

Folglich bildet der Alexander-Feldzug das erste historische Ereignis, das eine Koppelung der indischen und abendländischen Geschichtsschreibung ermöglicht. Die Überwindung der griechischen Garnisonen vor dem Jahre -305 durch den Maurya-Herrscher Tschandragupta ist ein echter Fixpunkt [Mitra 1937, II 615].

Nach Plutarchs *Alexandervita* (62) läßt sich ein weiterer Berührungspunkt ermitteln: Androkottos (=Candragupta) war noch jung, als er Alexander begegnete, und wurde zum Herrscher am Indus, indem er 323-321

die griechischen Gouverneure vertrieb. Mit diesem Jahr beginnt die Seleukiden-Ära. Sie wurde in weiten Bereichen des Nahen Ostens lange beibehalten, in Indien selbst jedoch durch verschiedene neuere Ären abgelöst. Dort hatte man damals mit der Krönung des großen Aschoka, -269, bereits eine neue Ära begonnen, die ebenfalls der griechischen Zeitrechnung an die Seite gestellt werden kann, denn das Edikt aus dem 13. Jahr des Aschoka (das wäre -256) nennt fünf westliche Griechenkönige, die auch seitens der griechischen Geschichtsschreibung etwa in dasselbe Jahr datiert werden.

Die Aschoka-Ära wurde noch zu Beginn von Puschya-Mitras Regierung, -185, benützt, dann verschimmt sie, womit die auch in der römischen Zeitrechnung aufgefallene Lücke deutlich wird [Illig 1995; Martin 1995].

## 8.

Mit dem aus europäischer Sicht rückwärts errechneten Jahr -57 beginnt die Vikrama-Ära, die angeblich lückenlos bis heute durchgezählt wurde, was aber schon wegen der Überlappung mit der nächsten Ära, die mit dem Beginn der Sakenherrschaft angesetzt wird, nicht aufrechtzuerhalten ist. Die Dynastie der Saka-Pahlava, (d.h. Skythen-Parther) soll im Jahre +78 begonnen haben, also 135 Jahre nach Vikrama. Diese Zeitrechnung, die in Indien und besonders in Südost-Asien noch heute offiziell in Gebrauch ist - wir leben im Jahr 1917 seit Beginn des Sakenkönigtums - kann für mehr als 30 Könige in knapp 200 Jahren durch Münzen belegt werden.

Für die Vikrama-Ära kennt Ginzel [I, 263f] mehr als 288 Datierungen (gekennzeichnet mit "V."), wobei die ältesten Inschriften die Zahlen 428 V. und 794 V. bringen, die jüngste das Jahr 1877 V. (was 1820 AD entspräche). Dennoch sind hier Zweifel möglich, denn Ginzel [I, 387] zitiert den arabischen Schriftsteller Al Biruni, der berichtet, im Pandschab und in Nepal sei eine Sri-Harscha-Ära im Gebrauch, die 400 Jahre nach Vikrama eingeführt worden sei, aber in einem Kaschmiri-Kalender habe er gelesen, daß Sri-Harscha 664 Jahre später als Vikramaditya beginne, eine Abweichung, über die Al Biruni recht verunsichert wurde. Die Epoche für Sri-Harscha wäre dann 607 AD gewesen, was durch andere Dokumente, die 605/6 angeben, bestätigt wird.

Der Unterschied der beiden Ansätze für Vikrama beträgt also 264 Jahre. Er wird noch größer, wenn wir uns König Candra Gupta II. näher ansehen. Er lebte etwa 400 Jahre nach Vikrama, besiegte die Saken und

---

### Listen der Kuschan-Herrscher

	Eggermont u.a.	Narain [1957, 1968]	Plaeschke [1988]	Göbl [1984]
Kujula Kadphises	-25	30- 80	122-	—
Vima Kadphises	35	80-120	170-199	166-230
Kanischka I.	78-106	103-125	201-223	232-260
Vasiska	106-138	126-130	322-328	350-360
Huviska (I. + II.)	138-170	130-162	228-260	260-292
Vasudeva I.	142-176	166-200	264-298	292-312
Vasudeva II.	—	230-262	—	312-332
Kanischka II.	151	143	300-317	332-350
Kanischka III.	—	200-230	ab 328?	—
Vasudeva III.	—	—	—	ab 360
weitere Herrscher	k e i n e	D a t e n	m e h r	

[Es gibt noch Münzen späterer Kuschan-Herrscher, und Schah Yazdegird II. (438-457) kämpfte gegen Kuschan-Könige.]

---

vertrieb sie aus Udschaina, weshalb er sich den Ehrentitel Vikramaditya zulegte [Basham 1954]. Da aber der Sakenvertreiber Vikramaditya [Finegan 1989] nicht gut vor den Saken gelebt haben kann, ergibt sich, daß die Vikramaditya-Ära in chronologischer Hinsicht wertlos ist. Bei Verschiebungen von dieser Größenordnung - rund vier Jahrhunderte - ist jede weitere Spekulation überflüssig.

Wenden wir uns der Saken-Ära zu. Grundlegend ist das Thronbesteigungsdatum des großen Kanischka. Golzio [1984, 12] stellt drei der neuesten Datierungsversuche für die Kuschanherrscher vor und zeigt die großen Abweichungen. Hätte er weiter zurückgegriffen in der Forschungsgeschichte, wäre das Chaos noch größer geworden.

Als ich vor mehr als drei Jahrzehnten die Statue des berühmten Kanischka in Mathura in Indien besuchte, datierte man ihn ins 4. Jh., was wohl aus der indischen Chronologie heraus als sinnvoll erschien und wohl auch durch die Parallelen mit Persien nahegelegt wurde: Yazdegird II. (438-457) hatte die Kuschan bekämpft, und da diese kaum 150 Jahre an der Macht gewesen waren, müßte Kanischka spätestens im 5. Jh., frühestens im 4. Jh. gelebt haben.

Inzwischen werden die Kuschan aber immer früher angesetzt. Hatte Göbl für Kanischka noch den Zeitraum 232-260, einigten sich die Gelehrten dann auf "um 200". Narain läßt ihn schon um 100 regieren, und Eggermont, Mukherjee, van Lohuizen-de Leeuw u.a. sehen seinen Regierungsantritt im Jahre 78. Wenn er noch ein klein wenig weiterrückt, also zum Zeitgenossen Neros wird, hat er endlich den Anschluß an die chinesischen Annalen gewonnen, die neuerdings von unseren Wissenschaftlern als Maßstab angelegt werden. Daß diese aber von Abendländern, nämlich von Jesuiten ab dem 16. Jh. geschaffen wurde, hat man wohl inzwischen vergessen.

Indem nun Kanischka um drei bis vier Jahrhunderte vorverlegt wird, also einen ähnlichen Sprung macht wie die Vikrama-Ära, wird die Lücke zu der auf die Kuschan folgenden Dynastie, Gupta, enorm groß. Dieses Problem löste man nun in den letzten Jahren, indem man einen Kanischka II. [Göbl 1984] und einen Kanischka III. [Narain] schuf, sodann Vima Kadphises, den Vorgänger Kanischkas, verdoppelte, und Vasudeva verdreifachte. Da genügend Statuen und Münzen vorhanden sind, ordnete man sie nach stilistischen Unterschieden - die jedoch allesamt unmerklich sind [so selbst Göbl 1984a] - den verschiedenen 'erschlossenen' Kuschankönigen zu. Man ist also keineswegs bemüht, zuviel geschriebene Jahrhunderte auszumerzen, sondern füllt vermeintliche Lücken mit Phantomgebilden auf. Das erinnert sehr an die verzerrten Pharaonenlisten, nur mit dem Unterschied, daß diese Form der Geschichtsschöpfung - Indien betreffend - gerade erst in unserer Forschergeneration vor sich geht.

So variiert das Todesdatum von Vasiska, um nur den auffälligsten zu nennen, um 230 Jahre, die Länge seiner Regierungszeit schwankt bei den einzelnen Autoren zwischen 4 und 32 Jahren. Damit ist das Vertrauen in die Annalen der Saken und ihre Zeitrechnung erschüttert.

## 9.

Nach diesem Durcheinander seit dem Ende der griechischen Regenten haben wir erst im 5. Jh. wieder Daten, die mit den europäischen vergleichbar sind. Damals stürmten die meist als Hephthaliden bezeichneten Huna aus dem Norden nach Indien und bereiteten der Guptadynastie ein Ende. Skandagupta (455-467) konnte sie noch aufhalten, aber Toramana, der Hunne, und sein Sohn Mihirakula (ein echter Drakula), beide von abstoßender Grausamkeit, eroberten Indien. Erst nach ihrem Übertritt zum Schivaglauben zogen sie sich in den Kaschmir zurück, wo ihre Herrschaft bis zum Beginn der Türkeneroberung bestand. Der Vergleich dieser Huna, die als Kaste über ganz Indien heute verstreut sind [Mitra II, 615], mit Attila und seinen Horden ist so naheliegend, daß auch eine zeitliche Parallele erwogen werden kann.

## 10.

Die Islamisierung Indiens begann nach allgemeiner Ansicht [*Encyclopedia of Islam*; s.u. India] mit der Eroberung des unteren Industales (Provinz Sindh) im Jahre 712 durch Mohammed ben Qasim, der von der Mündung des Indus aufwärts bis nach Multan gelangte und dort den sunnitischen Glauben ausbreitete. Erst drei Jahrhunderte später wird auch das obere Industal islamisiert, nämlich durch Mahmud ben Subuktegin, den Herrscher aus Ghazni, der nach Überwindung der heidnischen Kabulshahis 1003 von seinem Vasallen Chalaf zum Sultan ausgerufen worden war und nach seiner Eroberung des Pandschab als "el Ghazi", der Sieger, in die islamische Geschichte einging. Daß er möglicherweise selbst erst zum Islam übergetreten war, ist aus dem wenigen, was wir über seinen Vater wissen, zu vermuten [Topper 1994, 66]. Hier tut sich wiederum eine Lücke von rund 300 Jahren in der Geschichtsschreibung des Islam auf, die jene frühe Eroberung durch Qasim - ganz entsprechend der durch Oqba in Marokko - als fromme Legende erscheinen läßt.

Es läßt sich nämlich ergänzend noch präzisieren: Mahmuds Vater, Subuktegin (oder Sebük-Tegin = geliebter Prinz) hinterließ seinem Sohn eine Aphorismensammlung über adliges Verhalten, "Pand-Nama", in der er erklärt, aus einem Qarluq-Verband vom Isiq-Göl abzustammen. Später

fürten Höflinge seine Herkunft auf Yäzdegird III. zurück, der auf seiner Flucht dort eine Türkin geheiratet habe. Subuktegin ist also ganz sicher noch als Heide geboren. Es ist zwar geläufige Praxis, sich einen illustren Ahnherrn zuschreiben zu lassen, aber wenn jener sein Reich vor 300 Jahren bereits verloren hat, 'lohnt' es nicht; Aussicht auf Erfolg hat nur ein Ahnherr, der der jeweiligen Zeitströmung genehm ist. Zwischen Yäzdegirds Tod und Subuktegin's Anspruch dürften nur Jahre, nicht Jahrhunderte gelegen haben. Subuktegin's Herr, Alp-Tegin, entriß den heidnischen Kabulshahis Ghazna, das von 977 an zu Subuktegin's Herrschersitz wurde. Aus seiner Ehe mit einer (vermutlich heidnischen) Adligen aus Zabulistan entstammte Mahmud (daher -i-Zawuli genannt), der ab 999 auf Münzen als "Wali Amir al-Mu'minin" (Freund des Chefs der Gläubigen) titulierte wird und sich des sunnitischen Islams als Vorwand bei der Eroberung Indiens bediente.

## 11.

Die *Encyclopedia Judaica* [s.u. India] kennt als früheste jüdische geschichtliche Urkunde in Indien eine Bronzetafel, auf der einem gewissen Josef Rabba bestimmte Privilegien zugebilligt werden, die "gewöhnlich auf 750 datiert (wird), mit größerer Wahrscheinlichkeit jedoch ins Jahr 1021 zu setzen ist." Derartige Hinweise sprechen eine deutliche Sprache.

## 12.

Im Jahre 1026 führte man in Indien eine neue Zeitrechnung ein, Brihaspati genannt [Ginzel 1906, I]. Diese wurde gegen 1100 auch in Tibet gebräuchlich, kombiniert mit dem in China üblichen 60er Rhythmus, den Prabhava-Zyklen. Gleichzeitig benützte man aber in Tibet auch eine andere Zeitrechnung, Baidurya Karpo, deren Gesamtzyklus 1.063 Jahre beträgt. Er vollendete sich im Jahre 1686 zum ersten Male, woraus sich errechnen läßt, daß seine Epoche dasselbe Jahr benützt wie die Ära der Moslems, die Hidschra-Zählung, 622 AD. Solche "Zufälle" sollte man nicht ungeprüft hinnehmen.

./.

## Literatur

- Aravamuthan, T.G. (1949): "Gods of Harappa"; in: *Journal of the Bihar Research Society* 24 (3,4)
- (1955): "Origin and Growth of Religion. Indian Evidence; in: *Transactions Archaeological Society of South India*, vol. 1; Madras
- Basham, Arthur L. (1954): *The Wonder that was India*; London
- (Hg. 1968): *Papers on the Date of Kaniska*; Leiden (mit Beiträgen von Eggermont, van Lohuizen-de Leeuw)
- Cunningham, Alexander (1883): *Book of Indian Eras*;
- Eggermont, Pierre H. (1987): "India and the Ancient World. History, Trade and Culture before A.D. 650"; Löwen
- Finegan, J. (1989): *Archaeological History of Religions of Indian Asia*; New York
- Frye, R.N. (Hrg. 1975): *The Cambridge History of Iran*; 8 vol.s, Cambridge
- Ginzler, F.K. (1906): *Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie*; Bd. I, Leipzig
- Göbl, R. (1984): *System und Chronologie der Münzprägung des Kuschanreiches*; Wien
- (1984a): *Numismatik*; Wien
- Golzio, Karl-Heinz (1984): *Kings, Khans and other Rulers of Early Central Asia*; Köln
- Heinsohn, Gunnar (1993): *Wer herrschte im Indusland?*; Gräffelfing
- Hrozny, Friedrich (= Bedrich) (1940): *Die älteste Geschichte Vorderasiens*. Vom Verf. selbst ins Deutsche übertragen; Prag
- Illig, Heribert (1992): "Wann starb Buddha? Indien am Beginn der Eisenzeit"; in: *VFG IV* (2) 7-15
- (1995): "Rom bis Athen - was bleibt bestehen? Zeitkürzungen vor der Zeitenwende; in: *Zeitensprünge VII* (3) 269
- Lohuizen-de Leeuw, Johanna E. van (1970): "India and its Cultural Empire"; in: *Sinor* 1970
- Martin, Paul C. (1994): "Wie stark erhellen Münzen die 'dark ages' in Italien?"; in: *Zeitensprünge VII* (3) 247-268
- Mitra, Debala (1937): *The Cultural Heritage of India*. Vol. I; Calcutta
- Mukherjee, B.N.: *The Kushana Genealogy*; Calcutta
- Narain, A.K. (1957): *The Indo-Greeks*; Oxford
- (1968): *The Coin types of the Indo-Greek Kings*; Chicago/USA
- Plaeschke, Ingeborg u. Herbert (1988): *Frühe indische Plastik*; Leipzig
- Sinor, Denis (Hg. 1970): *Orientalism and History*; Bloomington/USA (mit Beiträgen von van Lohuizen-de Leeuw u.a.; <sup>1</sup>1954)

Sinor, Denis (Hrg. 1990): *The Cambridge History of Early Inner Asia*. Chapt. 6; Cambridge

Schildmann, Kurt (1990): "Die gemischt phönikisch-persisch-chaldäisch=sumerischen Expeditionen um -500 nach Mittelamerika"; in: *VFG* II (1) 25-30

- (1992): "Die Reaktivierung des Suezkanals anno -498"; in: *VFG* IV (1) 18

- (1994): "Die Indus-Schrift ist entziffert!"; in: *Efodon-Synesis* Nr. 5, 6

- (1996): "Entzifferung der Indus-Schrift"; in: *Zeitensprünge* III (96) 279

Topper, Uwe (1994): "Zur Chronologie der islamischen Randgebiete"; in: *VFG* VI (3) 50-71

Zeller, Manfred (1994): "Zentralasien im frühen Mittelalter"; in: *VFG* VI (3) 72

Uwe Topper 12051 Berlin, Warthestr. 60

\* \* \* \* \*

Von 1988 bis 1991 edierte Eichborn sechs Bücher von Christian Blöss, Gunnar Heinsohn und Heribert Illig, denen jedoch Zweitaufgaben verweigert wurden. Inzwischen ist mehr und aktuelleres bekannt: "In den frühen Neunzigern zeigte das Eichborn-Verlagsprogramm eine expansive Unruhe. Neben Kinderbüchern verlegte man als Sachbuchserie eine 'Taschen'-Universität und *viele nervös wieder vom Markt geräumte Versuchsballons*. Eichborn geriet in eine Finanz- und Konzeptkrise." Vito v. Eichborn gab 1994 die Führung ab, wird jedoch Anfang 1997 Verlagsleiter und Mitgeschäftsführer der *Europäischen Verlagsanstalt* und von *Rotbuch*. Seine Verlage sind nach eigener Aussage "in den späten 90ern hungrig und begierig nach Gesellschaftsdeutungen, *Geschichte*, Philosophie und Hintergrundwissen" [SZ 11.11.96; Hvhb. III].

# Flechtwerk und Ketzertum

## Langobardische Notizen II

Heribert Illig

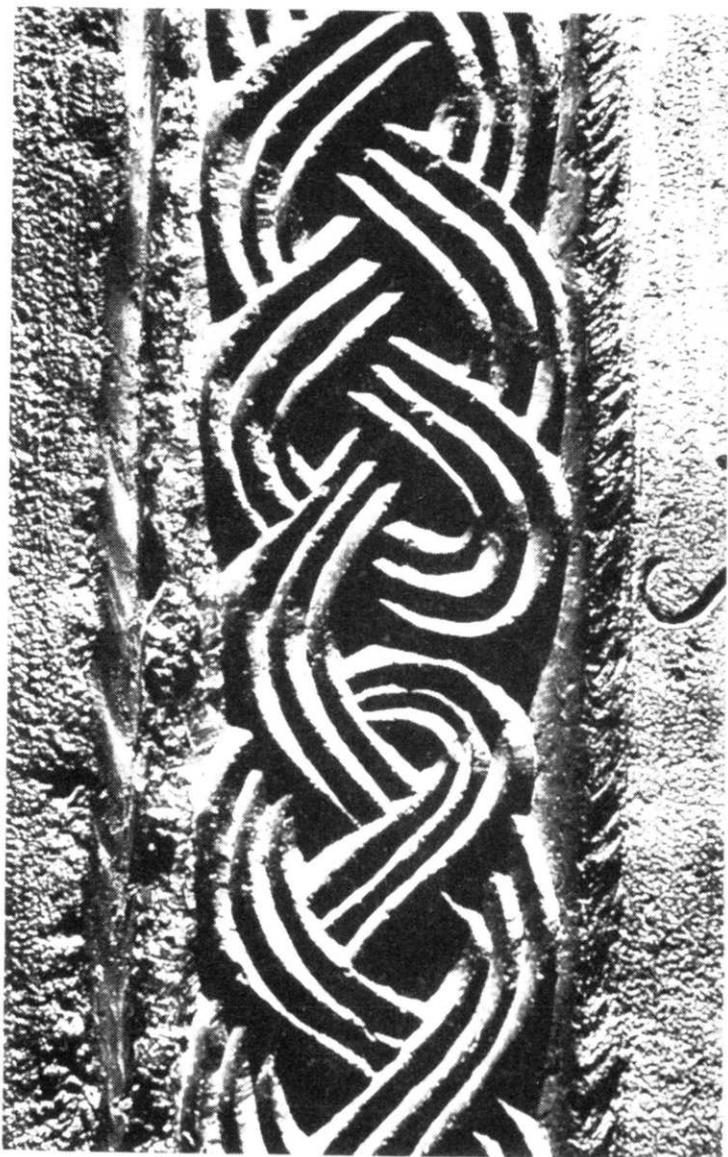
"Ein Ketzler ist, wer nicht studiert hat und doch gelehrt redet" [Borst 244].

*"Langobardisches Flechtwerk" ist in der Kunstgeschichte ein stehender Begriff. Nachdem dieses Flechtwerk gerade in den 'überflüssigen' Jahrhunderten erstmals an Sakralbauten auftritt und auch zu seiner ersten Blüte findet, verlangt es eine Betrachtung im Lichte der mittelalterlichen Zeitkürzungsthese. Dabei ergeben sich interessante Verflechtungen mit der mittelalterlichen Ketzerszene.*

Obwohl derartige Steinornamente an und vor allem in zahllosen Kirchen zu finden ist, wird ihm auffällig wenig Beachtung geschenkt. Das mag vielleicht daherrühren, daß es in seinen frühen Ausprägungen ausgesprochen unbeholfen wirkt. Nachdem es aber mehr als 600 Jahre lang als Kirchenschmuck verwendet worden sein soll, eine ganz andere Geisteshaltung als die 'klassische' repräsentiert und in seinen besten Werken zu bestaunenswerter Kunstfertigkeit findet, darf gefragt werden, warum ihm die Kunsthistoriker so gerne aus dem Weg gehen.

Das Phänomen "Flechtwerk" ist immens vielfältig und am leichtesten in Darstellungen zu vermitteln. So finden wir einfaches, doppeltes, drei- und viersträhniges Flechtband in immer 'wilderer' Verknötungen. Es kann Bordüren wie Flächen füllen, mit Darstellungen von Mensch und Tier, aber auch mit Symbolen kombiniert werden und würde eine Art Leitfossil darstellen, wenn man nur wüßte wofür. Die immer verwendete Kerbschnitttechnik ergibt auf raschen Photos gern schlechte Ergebnisse, gewissermaßen Nebenprodukt der ursprünglichen Absicht. Alois Riegl beschrieb diese spezielle Wirkung anhand einer Gürtelschnalle:

"Da begegnet uns auf dem Beschlag ein wohlbekanntes Motiv: das Flechtband; verfolgen wir es genauer, so bemerken wir, daß es durch die Täler (das heißt die Talwände, nicht die Talsohlen) gebildet wird, während die Bergkämme rechts und links eine äußere Begrenzung herstellen. Auch das Gegenbeschlag weist uns bekannte Motive [...]. Hier

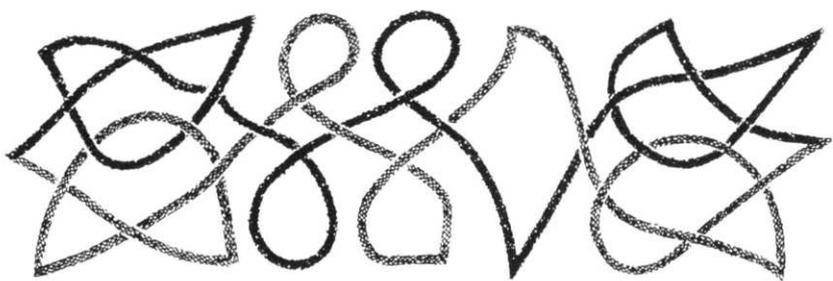
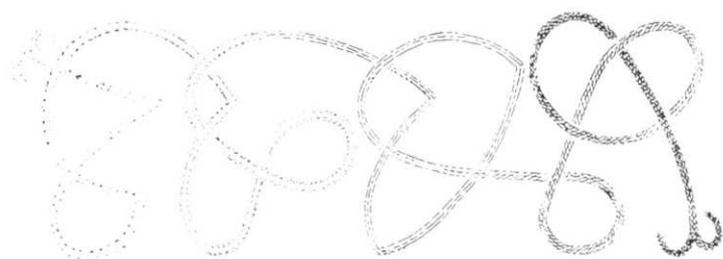
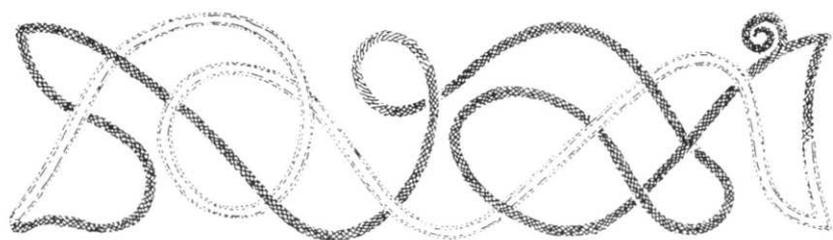


Schlichtes Flechtband aus dem Kreuzgang von S. Vitale in Ravenna [Kutzli 21]

wird aber die Wellenranke nicht durch die Täler, sondern durch die Berge gebildet, und beim laufenden Hund [einer Spiralwelle als speziellem Motiv] bleibt es vollends unklar, ob Berg oder Tal das Muster darstellen, denn ob wir nun die Tal- oder Berglinien ins Auge fassen: das (reziproke) Muster drängt sich uns in beiden Fällen auf. Es kann hienach keinen Zweifel mehr leiden, daß die Verschleierung des Verhältnisses zwischen Grund und Muster und die dadurch bedingte Unklarheit der Ornamentmotive eine wohlbeabsichtigte gewesen ist. In diesen beiden negativen Bestrebungen kann sich aber die dem Ganzen zugrunde liegende Kunstabsicht nicht erschöpft haben: was ist denn das Positive darin gewesen? Offenbar dasjenige, was an Stelle eines klaren Musters und Grundes den Eindruck des Beschauers durchaus beherrscht: das ist der kontinuierliche rhythmische Wechsel von Hell und Dunkel. Von je zwei benachbarten Schrägwänden, in welche die Flächen zerlegt sind, reflektiert immer nur eine das Licht, während die andere im Schatten liegt. Es gibt kein absolutes Freilicht, das gleichmäßig und senkrecht in alle Täler eindringe; selbst ohne ausgesprochenen einseitigen Lichteinfall wird unter den wahllosen direkten und indirekten Lichtquellen immer irgendeine das Übergewicht behaupten [...]. Je schärfer das Seitenlicht, desto nachdrücklicher wird sich der Gegensatz zwischen Licht- und Schattenseite, Hell und Dunkel ausprägen; völlig verwischt ist er niemals" [Riegl 294f].

Diese im späten Rom für den Schmuck von Metallgegenständen gebrauchte Technik ist von den Steinmetzen lange Zeit mehr schlecht als recht, krumm und bucklig in Kapitelle und Kämpfer, Altarschranken und Ziborien eingemeißelt worden. Bezeichnenderweise waren es anthroposophisch gebildete Autoren wie Felix Kayser und Rudolf Kutzli, die hinter diesen Unbeholfenheiten einen gänzlich anderen Stilwillen erkannten als jenen klassischen, der regelmäßige, doch zum Sterilen neigende Mäander und Arabesken hervorbringt. Ihnen blieb es vorbehalten, diesen Formen wenigstens partiell Anerkennung zu verschaffen.

Wir wollen hier keine Qualitätsvergleiche anstellen, sondern Antworten auf vier Fragen versuchen: Handelt es sich beim Flechtwerkornament tatsächlich um langobardische, allgemeiner formuliert, um germanische Kunst? Ab wann tritt sie tatsächlich auf? Was wurde mit ihr ausgedrückt und warum hat sie Verfolgung erlitten?



Nachzeichnung kapriziöser Flechtwerke aus Cellole bei S. Gimignano, Toskana  
[nach Kutzli 228ff]

## Langobardische Kunstentfaltung?

Schon das Verbreitungsgebiet spricht entschieden gegen die Langobarden als Urheber. Zwar finden wir zahllose Stücke in jenem Oberitalien, in das sie laut Paulus Diaconus 568 eingewandert sind [vgl. Kutzli 243]. Aber in den südlicheren Langobardenherzögtümern, also gerade in jenen, die immer unabhängig geblieben sein sollen, reduzieren sich seine Spuren rapide. Wer in den Gebieten südlich von Spoleto und rings um Benevent, also den Hauptstädten ihrer beiden großen Herzögtümer südlich des 'Kirchenstaates' sucht, der wird nur selten fündig. Und wenn, dann können die Fragmente um Jahrhunderte jünger sein als die Langobarden: etwa die Kanzeltreppe der Kathedrale in Bitonto, die Friedrich II. und seinen Sohn Konrad IV. († 1254) zeigt [Abb. Horst]. Deutlich mehr findet sich in der Toskana und in Umbrien, die erst viel später langobardisch geworden sein sollen. Mehr findet sich selbst im "Patrimonium Petri", das von Rom bis Ravenna gereicht haben soll und niemals den Langobarden gehörte (so etwa in Roms S. Maria in Trastevere).

Sehr viel mehr findet sich entlang der dalmatinischen Küste zwischen Triest und Dubrovnik [vgl. Kutzli 247]. Nun sind die Langobarden von Ungarn aus über Kärnten nach Oberitalien eingewandert und haben auf diesem Weg in Istrien gesiedelt, wie ein frühestes Gräberfeld bei Buzet/Pinguente beweist. Aber sie sind von dort niemals nach Südosten ausgeschwärmt, schon gar nicht 500 km. Somit sind zumindest für die dort anzutreffenden Flechtwerke die Urheber erst zu benennen.

"Langobardisches" Flechtband und Flechtwerk ist aber auch westlich und nördlich von Oberitalien anzutreffen. Zunächst ist es in den *Alpenraum* eingedrungen und manifestiert sich etwa - von West nach Ost - in Romainmôtier, Chur, Müstair oder Millstatt [Kutzli 179, 140, 187, 149]. In *Deutschland* ist es fast überall anzutreffen: am Bodensee und in oberbayerischen Kirchen, im Rheinland und in den romanischen Kirchen Sachsens. Ich nenne chronologisch geordnet Kapitelle in der Stiftskirche von *Quedlinburg* (nach 1070), in St. Godehard zu *Hildesheim* (um 1160), im Kreuzgang der Klosterkirche *Königslutter* (1160/70, oberitalienischen Steinmetzen zugeschrieben [Schütz Abb. 150]), das Nordportal vom *Regensburger* Schottenkloster St. Jakob (um 1170) oder die Kapitelle in der Doppelkapelle auf der *Nürnberger Burg* (1150-1200) [Schütz Abb. 24, 58, 65, 87, 141ff, 150, 219,

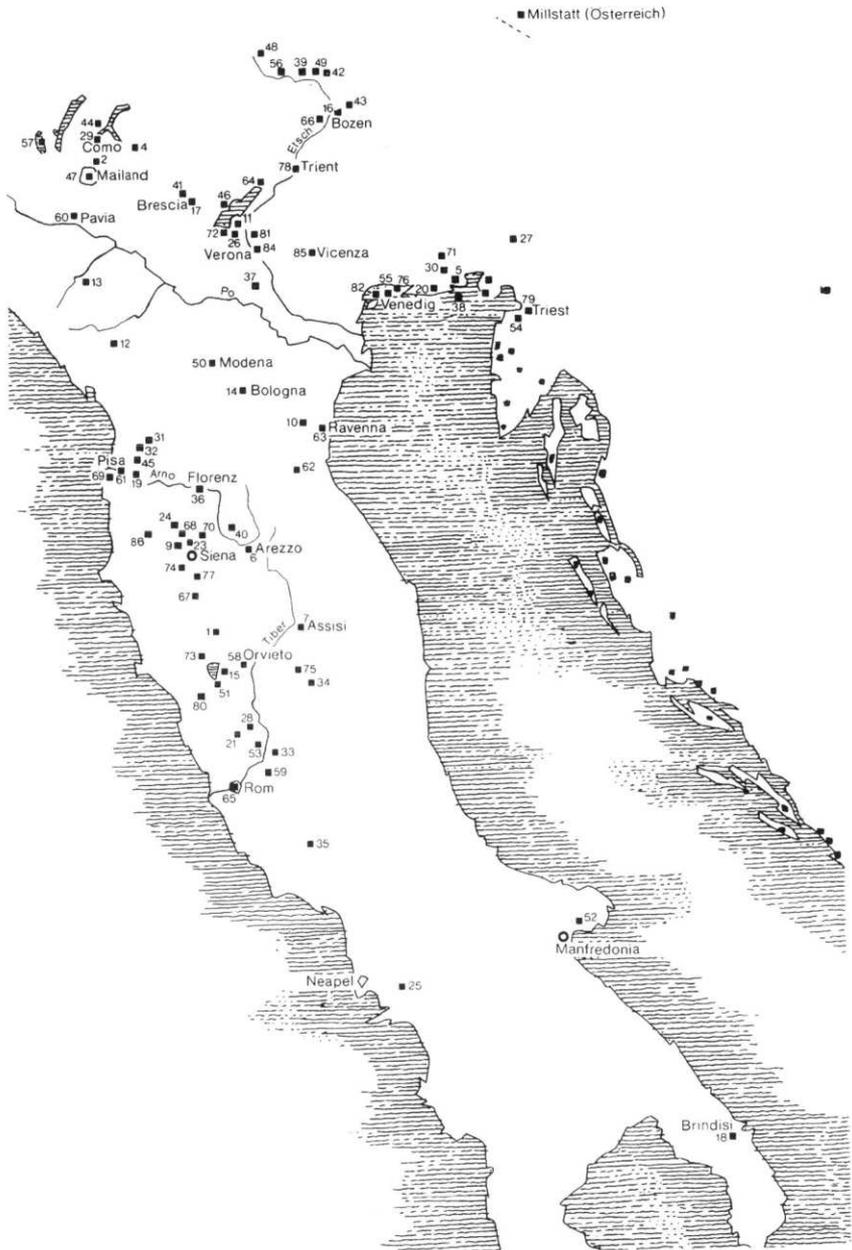
222ff]. Ausstrahlungen sind bis *Polen*, bis nach Krakau (Kathedrale, 11. Jh. [Yarwood 64]) zu verfolgen.

In *Frankreich* ist gleichfalls Flechtwerkschmuck allenthalben verbreitet. So am besterhaltenen Kreuzgang des Roussillon, dem von *Elne* in den Pyrenäen (spätes 12. Jh.), als Säulenschmuck in *Saint-Georges von Ydes* (Ende 12. Jh.), öfters im Limousin [Minne-Sève 24, 90]. Klassisches Flechtwerk zeigt *Carennac* nahe der Dordogne [Aubert Abb. 416f]. In *Saint-Romain-Le-Puy* findet sich Flechtwerk an Kapitellen des frühen 11. Jhs., das bislang erhebliche chronologische Probleme aufgeworfen hat. Denn sie "erinnern an karolingische Schmuckmotive und sehen ihnen zum Teil zum Verwechseln ähnlich: ein Kapitell in der südlichen Apside stimmt völlig mit einem Kapitell von Aliate in der Lombardei überein, einer Kirche, die spätestens 880 datiert wird" [Aubert 525, Abb. 43].

Die vielleicht schönste Arbeit findet sich in *Saint-Maur de Glanfeuil*, dessen Giebelkreuz auf eine verschwundene karolingische Kirche rückdatiert wird [Aubert, Abb. 3].

Auch in *Spanien* finden sich vereinzelte Zeugnisse. So wird die Flechtbandornamentik der katalanischen Kirche San Pedro de *Roda* in die erste Hälfte des 11. Jhs. datiert und von den frühesten südfranzösischen Bildhauerwerkstätten des Roussillons hergeleitet [Köhler-Schommer 90].

Um all diese Funde in einem Gebiet zu motivieren, das weit über Mitteleuropa hinausgreift, bemühte man die "magistri comacini" oder "magistri commacinatorum". Sie tauchen so oder in ganz ähnlicher Bezeichnung erstmals in der Gesetzessammlung des Königs Rothari auf, die um 643 entstand und dann in immer neuen Erweiterungen bis um 866 fortgeführt worden ist. Man möchte darunter eine Art Bruderschaft, eine Genossenschaft von Steinmetzen und Baumeister verstehen, zusammengehalten durch "das älteste bekannte Bauhüttengesetz, vierhundert Jahre vor den Bauhütten der gotischen Dome" [Kutzli 122]. Nun hat schon immer überrascht, daß langobardischen Könige schon so überaus früh Gesetze für Bautrupps erließen, die es noch gar nicht gegeben haben konnte, nachdem die germanischen Langobarden primär Holz- und nicht Steinbauer waren und ihre frühesten Spuren als Baumeister erst im späteren 7. Jh. hinterlassen haben sollen. Noch mehr muß überraschen, daß langobardisches Recht "erst vom 10., 11. Jahrhundert an" jene Klarheit erreicht [Kutzli 79], zu der es doch 643 bereits gefunden haben sollte.



Flechtwerkfundorte in Italien und Kroatien [Kutzli 243, 247]

Diese Bauhütte wird in der Gegend des Comer Sees gesucht und von manchen [Kutzli 125-129] auf der Insel Comacina lokalisiert. Versuche, hier die Keimzelle langobardischer Steinmetze auszumachen, müssen die wenigen Überreste auf das 7. bis 12. Jh. verteilen.

Ebenso undurchsichtig ist die Situation im 11. Jh. Nun ziehen lombardische Bautrupps durch Europa, um außerhalb ihres Gebietes erstmals am Dom zu Speyer in Erscheinung treten. Dieser wurde gegen 1030 begonnen und damit früher als jede größere Kirche in Italien (dort ab 1063, Dom zu Pisa und Venedig S. Marco). Insofern kann man darüber diskutieren, ob ein Gestaltungselement wie die Zwerggalerie nun in Speyer oder in der Toskana entwickelt wurde, wo es - in Pisa und Lucca - zum Charakteristikum geworden ist [Winterfeld 103].

So wird die Bezeichnung "langobardisch" dem räumlichen Befund an Flechtwerken in keiner Weise gerecht. Ihre Datierungen sind zwiespältig. Traditionell wird Kultur nur so lange als langobardische bezeichnet, bis Karl d. Gr. dieses Volk 776 besiegt. Wer W. Menghins Standardwerk liest, muß annehmen, daß kurz darauf diese Kultur zu (einem unbekanntem) Grabe getragen wurde. Obwohl die Herzogtümer Capua, Benevent und Spoleto ungebrochen bis ins 11. Jh. bestehen, obwohl in Norditalien das Königtum der Langobarden erhalten bleibt und langobardisches Recht bis ins 12. Jh. Gültigkeit hat [Menghin 202] - gleichwohl wird späteres langobardisches Kulturschaffen ignoriert. Immerhin darf nördlich des Apennins statt langobardischer nunmehr lombardische Kunst aufblühen, deren viel raffiniertere Flechtwerksarbeiten im romanischen Formenschatz des 11. und 12. Jhs. aufgehen. Weniger an Germanophilie leidende oberitalienische Autoren fassen die comaskischen Skulpturen von Karolingern, Langobarden und der Romanik (bis nach 1250) zu einem einheitlichen Bestand zusammen [Zastrow], der nur mit großer Mühe separiert werden könnte.

### **Germanischer Kunstwille ?**

Ist wenigstens Keilschnitttechnik und Flechtband für die Langobarden typisch? Das wäre möglich, weil diese Technik vor allem anfangs eher wie eine Schnitzerei in Holz als in Stein wirkt. Nun sollen die Langobarden als einstige Anrainer der Unterelbe weit nach Südosten gezogen sein, um erst nach einer Zwischenstation in Pannonien nach Westen weiterzuwandern.



Germanische Tierstile: Links zwei Stil II-Ornamente auf der Prunkschnalle von Sutton Hoo (7. Jh.) Rechts: Großes Ornament auf dem Helm von der Coppergate in York (8. Jh.) Unten: Tassilokelch, Detail (8. Jh.) [Capelle 126f, 130]

Noch weiter als sie griffen die Goten aus, bis zu Schwarzmeerküste und Halbinsel Krim.

"375 aber werfen sich die Hunnen von Asien her auf die Ostgoten und mit diesen weiter auf die Westgoten und damit kommt die Völkerwanderung in Gang. [...] Das Merkwürdigste ist nun, daß bei diesem Auszuge aus Südrußland das Germanentum *in ganz neuem Gewande* erscheint. Nichts von dem, was sie aus ihrer alten Ostseeheimat etwa haben mitbringen können, ist zu bemerken. *Die ganze Ausstattung ist am Schwarzen Meere neu beschafft.* Bandgeschlinge sind freilich früher schon einmal germanische Übung gewesen, aber erstens ist das lange her, es war in der Bronzezeit, und zweitens sahen sie ganz anders aus. Es waren Spiralgebilde und was aus ihnen hervorgeht. Jetzt aber herrscht das Flechtband als Hauptmotiv, und das ist dem nördlichen Germanentum ebenso grundfremd, wie es den östlichen Völkern, Trojanern, Hettitern und danach Joniern altvertraut ist. Die Verzierung mit schönen Steinen haben die Germanen ebenfalls erst in Südrußland kennengelernt" [Schuchhardt 327; Hvhg. hier und i.w. von HI].

Wir werden andernorts zu prüfen haben, ob nicht die Germanen ursprünglich aus dem Osten gekommen und sich nach Westen und Nordwesten ausgebreitet haben, und wer tatsächlich als 'Germanen' bezeichnet wurde und wird. Erwähnt sei, daß nach Prüfung der Dorf- und Gewässernamen die germanische Urheimat nicht mehr in Skandinavien, sondern zwischen Harz, Rhön und Erzgebirge gesucht wird [Udolph 1994]. In unserem Zusammenhang ist lediglich zu registrieren, daß das Flechtband aus den eurasischen Steppen und der Kaukasusregion zu stammen scheint. Nachdem Schuchhardt [1941] in germanienfreundlicher Zeit schrieb, hat er 'seinem' Volk sicher nichts abgestritten, was ihm wesensgemäß gewesen wäre.

Es gibt nun einen zweiten Ausbreitungsstrang, der ebenfalls in Mitteleuropa endigt. Wer den aktuellen Katalog über die Franken studiert hat, ist mindestens einem frühen Beispielen für Flechtwerk begegnet. Das spätantik-römische Bodenmosaik von Mienne-Marboué wird ins 5. Jh. datiert [*Die Franken* 103]. Flechtband war also in Frankreich (Dép. Eure-et-Loir) längst bekannt, bevor die Langobarden nach Westen aufbrachen. Das braucht nicht zu verwundern. Denn die spätantike Kunst zeigt häufig genug das Flechtbandmotiv. Ein Rundgang durch *Das Museum für spätantike und*



Als "Korbboden" mißverstandene Mandala-Struktur aus der Krypta  
(bisl. 9. Jh.) der Pfarrkirche von Schänis, Kanton St. Gallen [Kutzli 192]

*byzantinische Kunst* [1992] in Berlin illustriert, daß das byzantinische Reich (mindestens) zwei Arten von Flechtwerk und Rankenornament als Zierat benutzt hat. Einmal durchbrochenes Rankenwerk, das nicht zuletzt die Kirchen der Justinian-Zeit auszeichnet, aber auch auf ägyptischen Reliefs zu finden ist [Katalog-Nr. 38, 43, 44, 73, 74, 88, 91]. Zum anderen tritt - ebenfalls besonders gut im 6. Jh. - das Flechtband auf, das die Kopten Ägyptens hinterlassen haben [Nr. 86, 87, 112]. Diese koptische Kultur ist nach 600 schwer zu datieren und damit weiterzuverfolgen. Flechtwerk wird aber auch den dunklen Zeiten zugeordnet [Nr. 118, 119, 120, 121 aus Rom, Venedig und Unteritalien; alle 9. Jh.], um sich in diesem Museum sogar noch im griechischen 11. Jh. zu dokumentieren [Nr. 140].

Byzanz hat im allgemeinen 'sein' spezielles Rankenwerk bevorzugt, aber gleichwohl, vorzugsweise in Ägypten, auch das Flechtwerk aufblühen lassen. Dieser ägyptische Strang kann über syrisches und armenisches, weniger über georgisches Flechtband zum Kaukasus zurückgeführt werden, wobei die Datierungen hier auf 4. und 5. Jh. verweisen - seine zweite Rückkehr in diese Region.

Das Flechtband ist viel früher schon einmal nach Ägypten gebracht worden, nämlich von den Hyksos. Sie schmückten mit ihm ihre Skarabäen, sicheres Indiz für ihre vorderasiatische Herkunft. Denn bei den Assyryern war es ein nicht seltenes Schmuckmotiv, auch wenn es nicht assyrischen Ursprungs ist. Es tritt auch auf mesopotamischen Siegeln des herkömml. -3. Jtsds. auf und scheint schon damals nördlichen, indoeuropäischen Einfluß zu beweisen. Damit sind wir auf einem drittem Weg zum Kaukasus und zu den südrussischen Steppen zurückgekehrt. Die drei Zeitpunkte liegen nach herkömml. Datierung rund 3.000 Jahre auseinander. Es spricht für unsere neue Chronologie, daß sie alle drei Stränge viel enger, nämlich auf Jahrhunderte zueinanderbringt (ohne den Ehrgeiz zu haben, sie fomenkistisch zusammenzudrehen). Für den Kenner östlicher Kunst gibt es eine zusätzliche Verbindung. Was E.A. Stükelberg 1909 ganz unverständig "Korboden" genannt hat und in Wahrheit die reichste und geistvollste Spätform des Flechtornaments darstellt [vgl. Schaffran 68; Kutzli 192-198], das würde im Osten als tiefsinnige Mandala-Darstellung gepriesen.

Flechtband und Flechtwerk sind demnach weder für Langobarden noch für Germanen typisch. Wir können dem langobardischen Exempel ein anderes germanisches Volk zugesellen, das nicht in Italien, sondern in

Frankreich 'domestiziert' worden ist, nämlich die zu Normannen gewordenen Wikinger. Sie haben ab 1060 den europäischen Kirchenbau maßgeblich beeinflusst, doch Flechtwerk tritt bei ihnen seltener als in vielen anderen Regionen Europas auf, etwa in der Abteikirche St-Etienne von Caen ( $\approx$  1070) oder in St-Etienne zu Beauvais ( $\approx$  1150) [Gall 130, 151].

Aber die Wikinger selbst kennen doch phantastische Flechtwerkarbeiten. Sind die Schnitzereien des Oseberg-Fundes [Sjøvold] und etlicher Portale an Stabkirchen nicht Beweis genug? Das ist selbstverständlich richtig, richtig ist aber auch, daß es sich dabei um eine grundsätzlich andere Stilrichtung handelt. Was sich da so phantastisch verwebt und ringelt, undurchschaubar durchdringt und dennoch gestalterischem Konzept gehorcht, ist hochabstrahierte Tierdarstellung. Hier hat das Flechtwerk immer 'Hand und Fuß', denn es stellt letztlich immer Tiere dar. Zwar sind ihre Körper phantastisch gedehnt und verzerrt, aber immer lassen sich - wenn oft auch bis ins letzte stilisiert - Köpfe, Tatzen und manchmal Schwänze finden. Die Kunsthistoriker unterscheiden mehrere germanische Stilarten:

- *Tierstil I* (6. Jh.): Ornamentale Abstraktion des Tierkörpers;
- *Tierstil II (Vendel-Stil)*; 7. Jh.): Einbezug transalpinen Bandflechtmuster;
- *Tierstil III* (8. Jh.): Tierleiber in verschlungenen S-Formen.

Im 9. und 10. Jh. fächern sich die Stile auf: '*Karolingischer*' respektive *Akademiker-* und '*Barock-Meister* vom Osebergfund, *Borre-*, *Jelling-* und *Mammenstil*, um im 12. Jh. mit den überschulenkten Tierformen des *Urnes-Stils* auszulaufen [Döbler 266-270].

Aber selbst diese Tierstile sind nicht genuin germanisch. Denn überdehnte, verflochtene Tierleiber haben schon die Skythen gestaltet, um in den Inselkeltten - vor allem denen Irlands - jene Nachfolger zu finden, die diesen Stil in ihren Buchmanuskripten zu einem unübertroffenen Höhepunkt geführt haben.

"Rund ein bis eineinhalb Jahrtausende liegen zwischen dem Tierstil der *Skythen* und dem germanischen Tierstil der *Goten*, *Sweben*, *Langobarden* und schließlich der *Wikinger*, wobei der 'germanische' Stil überdies noch von keltischen Nachbarn beeinflusst worden ist - ohne daß wir heute diesen Bereich exakt analysieren könnten. Denn die letzten Jahrhunderte vor der Zeitwende sind kulturell geprägt von der keltischen *Eisenzeit*; für diese Epoche aber läßt sich das keltische vom germanischen Element nicht eindeutig trennen" [Döbler 269].

"Die Germanen, von denen im Zusammenhang mit bildender Kunst hier die Rede ist, sind nicht etwa die Germanen des Tacitus, sondern ihre ein halbes Jahrtausend später lebenden Nachkommen. 'Drei Patengeschenke, die der germanischen Kunst bei ihrer Geburt dargebracht wurden, waren von überragender Bedeutung: das eine kam aus dem Orient, das zweite aus Rom und das dritte aus der Heimat der Kelten in Westeuropa. Alle drei erwiesen sich als tragende Elemente der germanischen Kunst, sie verschmolzen zu etwas Neuem und Eigenständigem, das sich von allem Vorhergegangenen unterschied. Die Vorbereitungszeit, in der dieser Verschmelzungsprozeß erfolgte, sind die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, *doch erst mit dem 5. Jahrhundert kann man von germanischer Kunst sprechen*" [Eggers laut Döbler 266-269].

Das fälschlich langobardisch genannte Flechtwerk ist also auch kein germanisches Flechtwerk. Hier fällt zugleich etwas Licht auf die germanische Genese, die ja aktuelles Thema dieser Bulletins ist [Topper; Jurisch]. Spezifisch Germanisches formt sich in Mitteleuropa erst, wenn die Einflüsse aus dem russischen Osten in der Völkerwanderungszeit zum Tragen kommen; noch später geschieht das in Skandinavien. Insofern scheint die Trennung zwischen taciteischen und eigentlichen Germanen eine sehr sinnvolle zu sein. Für die Datierungen dürfte maßgeblich sein: Die zeitliche Untergrenze bleibt im 5. Jh.; die den nachfolgenden 'fiktiven' Zeiten zugeordneten Flechtwerke können mit Sicherheit auf 6., 10. und 11. Jh. beschränkt werden, da gerade der Oseberg-Fund bewiesen hat, daß die zeitgleiche Stilvielfalt ganz enorm gewesen ist. Insofern müssen die verschiedenen Stilarten nicht mehr weitgehend linear hintereinander aufgelistet werden.

### **Die Datierung mitteleuropäischer Flechtwerksarbeiten**

Dank der ägyptischen und byzantinischen Wurzeln der Flechtbänder und -werke ist das 6. Jh. ihr gut gesicherter erster Höhepunkt. Damit kann es in Italien nach 568 von Langobarden gemeißelt werden, ohne jedoch auf sie beschränkt zu bleiben. Die Flechtwerke der nachfolgenden Jahrhunderte - natürlich endigen sie weder im Jahre 776 noch im 10. Jh., wie das etwa Kutzli [54] suggeriert, sondern letzte Ausläufer reichen bis ins 13. Jh. - bleiben stilistisch gesehen auf derselben Höhe, so daß ihre komprimierte

Datierung ins 10. und frühe 11. Jh. keine Probleme bereitet. Dazu lassen sich zwei Bekräftigungen beibringen.

"Aus einer ganz unglaublich großen Zahl von mit Ornamenten oder Mensch- und Tierfiguren geschmückten Platten und verwandten Werken der dekorativen Bildnerie [der langobardischen Kunst] können nur 21 (!) ungefähr datiert werden; in keinem einzigen Fall ist es möglich, eine Jahreszahl selbst zu nennen, denn immer muß zur Datierung eine Zeitspanne wie 'zwischen 772-795', oder 'vor 616', oder 'Ende 7. Jahrhundert' herangezogen werden [...] und darum fehlt einer sicher schon lange gewünschten Entwicklungsgeschichte der langobardischen Kunst in Italien die notwendige Grundlage gesicherter Jahreszahlen im größeren Umfange" [Schaffran 9f].

Während also genauen Datierungen anno 1941 wie heutzutage kaum überwindbare Schwierigkeiten entgegenstehen, geben uns die gelegentlichen figürlichen Darstellungen ein zusätzliches Datierungskriterium an die Hand. Wir betrachten dazu in Cividale den Pemmoaltar, "wohl das Hauptwerk langobardischer figurativer Kunst des 8. Jahrhunderts" [Schaffran 105]. Seine drei Relieftafeln dürften von zwei verschiedenen Meistern ausgeführt worden, gleichwohl gibt es Gemeinsamkeiten:

"Deshalb waren beide Bildhauer Langobarden. Überall der gleiche Birnkopf mit dem strengsträhnigen Haar, überall die gleichen Dreiecksnasen und dieselben Augenformen" [ebd].

Dies gilt für "die Zeit zwischen 734 bis 737. Es ist dies die engste zeitliche Einkreisung, die bei einem langobardischen Denkmal überhaupt möglich ist" [ebd].

Identisch geformte Köpfe zieren den dortigen Ratchis-Altar, der bei 760 gesehen wird. Diese langobardischen Birnenköpfe, die ihre keltische Abstammung nicht verleugnen, feiern gegen 1020 im Pyrenäenbereich fröhliche Urständ, so daß ich schon im Rahmen der Karlsanalysen schloß, daß diese Köpfe annähernd zeitgleich einzustufen sind, zumal die Pyrenäenköpfe ausdrücklich vom Aussehen her als "vorkarolingisch" eingestuft werden, was bislang für die Langobardenköpfe tatsächlich gelten mußte [Illig 1996, 199ff]. Nunmehr können auch die vorkarolingischen und karolingzeitlichen Flechtwerke als Werke des 10. und frühen 11. Jhs. gelten.

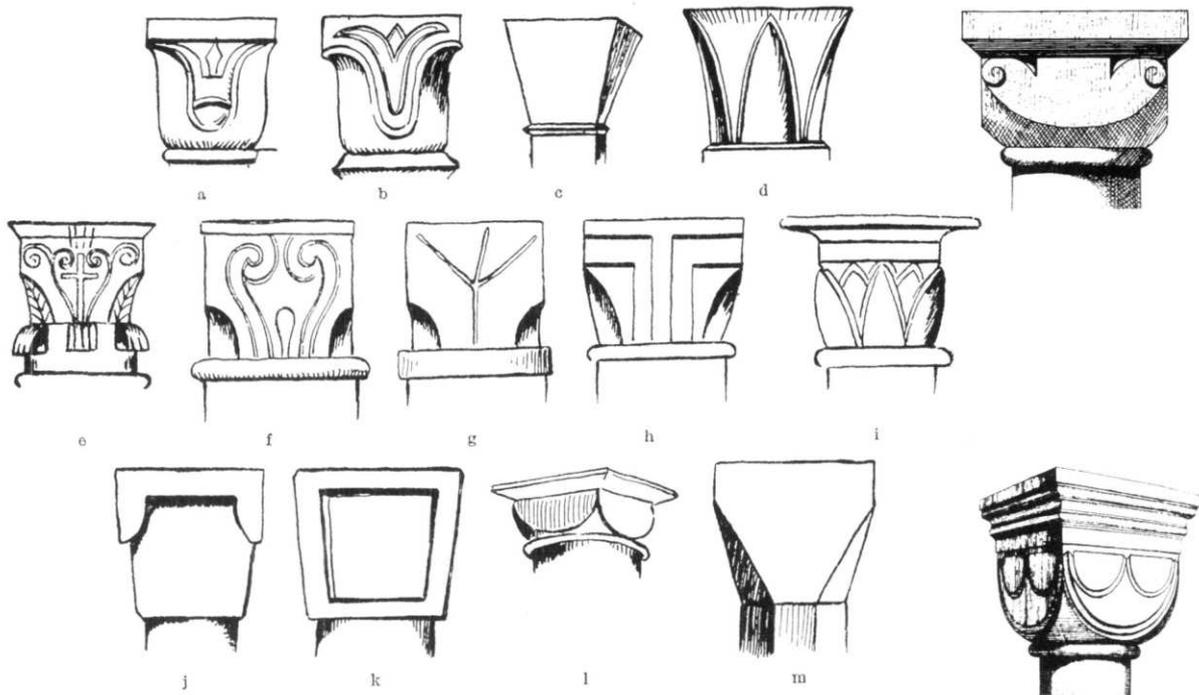
Diese Neudatierung läßt die Flechtwerke nicht mehr von 600 bis nach 1000 'ewig' in einem frühen Stadium dahindümpeln, sondern kürzt diese

Frühphase auf gut 100 Jahre. Nach 1000 schwingt sich das Flechtwerk dann zu seinen elegantesten, gewissermaßen klassisch gewordenen Exemplaren auf. Für diese Phase stehen die überreichen Kapitelle der Unterkirche von S. Flaviano in Montefiascone, vielleicht noch 11., vielleicht frühes 12. Jh. In breit ausladenden Formen wechseln hier figürliche Darstellungen, von Byzanz abstammendes Weingeranke und strenges Flechtwerk. Dieser Gleichklang wird von nun an beibehalten; überall können wir innerhalb romanischer Kapitellskulptur Flechtwerkeinsprengeln begegnen. San Michele in Pavia, die Krönungskirche der Langobarden und damit auch etlicher deutscher Könige, ist erst 1155 geweiht worden. In ihrem Skulpturenschmuck geht weitgehend perfektioniertes Flechtwerk zusammen mit Ungeheuern nordischer Natur, wie sie für die Romanik typisch sind. Christliche Symbolik ist, nebenbei bemerkt, in dieser Kirche nur mit Mühe zu entdecken, wenn man einmal vom Hl. Michael, Schutzpatron der Langobarden wie der Lombarden, an der Westfront absieht. Mit der Professionalität romanischer Meißel verlieren diese Arbeiten ihren ursprünglichen Impetus und sklerotisieren zur leeren Arabeske, Uniformität triumphiert über die feinen Wechsel der 'tempi', über die Ausnahmen von der einheitlichen Regel. Sehr anschaulich wird das im *Tempietto longobardo* zu Cividale, der bislang auf 760 datiert worden ist. Wegen seiner Stuckfiguren war er ins späte 11. oder 12. Jh. umzudatieren [Illig 1993, 44]. Zwischen und unter diesen Frauenfiguren sehen wir zwei Zierbögen: Beide kombinieren byzantinischen Rankenstil mit Flechtwerk, und gerade der obere Flechtwerkbogen ist schon so glatt perfektioniert, daß er niemals von 760 stammen kann, sondern das Ensemble erneut auf eine Zeit nach 1080 verweist.

### Würfelpapitel als Einsprengel

Die Langobardenzeit liefert überraschenderweise auch bei einem architektonischen Detail willkommene Klarstellung. Schaffran stößt beim Besuch oberitalienischen Krypten immer wieder auf das Würfelpapitel. So etwa in S. Eusebio, Pavia, "Die acht Stützen bestehen aus verschiedenen starken Säulen, deren Kapitelle die früheste Stufe des Würfelpapitells darstellen" [Schaffran 33]. Ähnlich in S. Secondo zu Asti: "Noch deutlicher als in der Krypta von S. Eusebio zu Pavia sind diese Astenser Kapitelle prachttvolle Vorstufen zum Würfelpapitel" [ebd 35]. In S. Sabino bei Spoleto: "Wieder die schöne Vorahnung des Würfelpapitells" [ebd 37]. Dagegen zeigen in der

Frühformen des Würfelkapitells [Schafraan 144]; dazu zwei Würfelkapitelle des  
 12. Jhs: aus Lastingham (GB) und Paulinzella [Christe 353f]



Das tektonische Kapitell von der Loslösung vom Blätterkapitell bis zur Schaffung des  
 Würfelkapitells frühester Form

a = Ravenna, S. Giovanni Evang. Gegen 450; b = Parenzo Baptist. Um 565; c, d = Pavia, Krypta S. Eusebio. Um 610  
 (siehe auch Abb. 5/a); e = Valpolicella, S. Giorgio. 712 (siehe Abb. 28/b); f, g = Cividale (Museum). Um 730; h = Como  
 St. Abbondio. Vor 1000 (ähnlich Mailand, S. Vincenzo in prato); i (wie h); j, k = Ivrea, Dom-Krypta. Um 1000 (?);  
 l = Como, S. Abbondio. Vor 1000 (siehe Abb. 61/a); m = Aosta, Dom-Krypta. Um 1010

Oberkirche darüber "die beiden Südostsäulen verstümmelte frühe Würfelkapitelle mit rechteckiger dicker Deckplatte" [Schaffran 55]. In S. Pietro in Tuscania finden sich "drei beinahe die Würfelform rein ausbildende Kapitelle, die nach Rivoira aus der dem heutigen Bau vorausgegangenen Krypta stammen sollen" [ebd 39]. Eine Zusammenfassung bestätigt die frühe Invention des uns interessierenden Kapitells:

"Oftmalige Anwendung von Bauformen technischer und tektonischer Art in Erinnerung an die Zimmermannskunst der nordischen Heimat, was nicht nur in der Art und Bevorzugung reicher Profile zu ersehen ist, sondern auch in der Einführung eines aus der Holztechnik abgewandelten Kapitells, das immer mehr zur germanischen Form des Würfelkapitells wird und *diese noch vor 800 erreicht*" [ebd 62].

Doch damit scheinen sich die Langobarden zufrieden zurückgelehnt und in Ruhe abgewartet zu haben, daß ihre germanischen Brüder in Deutschland nachziehen. Diese haben ihrerseits um 800 das Würfelkapitell nicht in konsequenter Fortentwicklung geschaffen, sondern "als Zufallsform" entdeckt [vgl. Illig 1996, 299f], aber erst kurz nach 1000 seine Weiterentwicklung betrieben. Mit der Jahrtausendwende erwachten auch die langobardischen Steinmetzen. In S. Abbondio zu Como, das zwischen 1013 und 1095 errichtet wurde, wird das Kapitell erneut versucht, doch keineswegs progressiv:

"Die gedrückten Würfelkapitelle und die Art der ganz unantiken Profilierung der Basen sind die ältesten Teile und stilkundlich auch für 1013 schon reichlich altertümlich" [Schaffran 149].

Hier fällt die Schaffenskraft demnach hinter eine Form zurück, die um 800 schon voll ausgebildet war. Die Übersicht [ebd 144; hier S. 464] zeigt noch einmal den Jammer herkömmlicher Kunstgeschichte. Die Formgewinnung ab 1000 hat man von ihren Entwicklungsstadien des 10. Jhs. abgetrennt, indem man diese ins 7. und 8. Jh. vorverlegte. Seitdem klafft hier ein unmotiviertes 200-Jahres-Loch. Gibt man dem 10. Jh. das Seine wieder und streicht die Phantomzeit, dann gehen die Formen des 6. und ganz frühen 7. Jhs. bruchlos denen des 10. Jhs. voraus - der Entwicklungsstrang wird stimmig. Diese Korrektur entzieht generellem Staunen über das verfrühte langobardische Blühen die wacklige Grundlage:

"Vermischt mit antiken Anregungen ist diese germanisch-südliche Gruppe [langobardischer Kunst] auf dem Gebiete der bildenden Kunst in ihrer synthetischen Form ein Vorläufer des gleichfalls auf syntheti-

schem Wege entstandenen Italienertums, und es entbehrt nicht eines gewissen Reizes, wenn man *in der langobardischen Kunst des 8. Jahrhunderts sich Vorgänge und Vermischungen abspielen sieht, die 2½ Jahrhunderte später eine Wiederholung auf sprachlichem und völkischem Gebiete finden sollten*. Es ist daher diese zweite Gruppe der langobardischen Kunst ein wichtiger, im Hundertsatz bedeutender Bestandteil der lombardischen Hochromanik geworden" [ebd 154].

### Der Platz für Flechtwerke

Wer den Bestand an Flechtwerkornamenten prüft, stellt mit Kummer fest, daß kaum eine dieser Steinarbeiten an ihrem ursprünglichen Platz geblieben ist. Viele wurden als Spolien in späteren Kirchenbauten eingefügt, doch häufig in so demonstrativer Mißachtung des Ornaments - kopfüber, hochkant, gegen die Laufrichtung -, als wäre es vor allem darum gegangen, die Flechtwerke aus ihrem einstigen Zusammenhang zu reißen. Ebenso häufig fristen sie ihr Dasein als Einzelstücke in Kreuzgängen und in vergessenen Provinzmuseen. Insofern wird die Frage zwingend, warum diese Flechtwerksteine zwar nicht am ursprünglichen Ort geduldet worden sind, aber gleichwohl in sehr vielen Kirchen angetroffen werden.

Die Kunstgeschichtsschreibung weiß wenig dazu zu sagen, während die einfühlsamen Anthroposophen ins Grübeln geraten. Das tragischste Beispiel findet sich nahe Montefiascone am Lago di Bolsena. In der gleichnamigen Stadt ist die Kirche S. Cristina dafür berühmt geworden, daß sich hier 1263 ein Wunder ereignet haben soll, das den Glauben an die Wandlung von Hostie und Wein in das tatsächliche Fleisch und Blut Christi bestärkte. (Der deshalb gebaute Dom im nahegelegenen Orvieto ist 1309 zu Ruhm und Ehre des Dogmas von der Transsubstantiation, also des Menschenopfers in abstrakter Form, geweiht worden.) Diese Wunderkirche ist mehrfach bemerkenswert: Sie bildet ein Konglomerat vieler Bauepochen, von frühchristlichen Katakomben über 'langobardisches' Ziborium, romanisches Kirchenschiff, Renaissancefassade und -Majolika-Altar bis hin zu barocken und klassizistischen Anbauten. Angesichts so vieler Verschönerungen muß es verwundern, daß sich ausgerechnet das Mittelschiff in so jammervollem Zustand befindet. Denn seine Kapitelle sind fast restlos abgeschlagen. Nur wer sehr genau hinschaut, findet Spuren einstiger Flechtwerke [Kutzli 114f]. Man hat also hier brutal gegen das Flechtwerk gewütet. Kutzli weiß auch

eine Antwort: Diese Barbarei war das Resultat einer "schicksalhaften Begegnung mit einer besonderen Ausprägung des Christentums, das seiner Potenz nach im Gegensatz stand zur römischen Kirche" [Kutzli 56], nämlich mit dem Arianismus [Kutzli 71].

### Arianismus

318 ist der alexandrinische Presbyter Arius abgesetzt worden, weil er eine neue Antwort auf die Frage gab, wie sich Eingottglaube und der Glaube an die Gottheit Christi verbinden ließen. Für Arius und durchaus in Einklang mit den ersten drei Evangelien war Jesus Christus das vornehmste Geschöpf seines Vaters, aber ihm nicht wesensgleich. Um den Streit darüber zu schlichten (das berühmteste i-Tüpfelchen: homousios oder homoiousios?), berief Konstantin d. Gr. 325 in Nicäa die erste Ökumenische Synode (vulgo: das erste Konzil) überhaupt ein. Dort wurde der Arianismus verworfen, aber zunächst kaum gebremst. Konstantin und seine direkten Nachfolger waren mehr oder weniger arianische Kaiser. 381 schrieb das Konzil von Konstantinopel der Wesenheit Gottes drei gleichbeschaffene Personen zu und begründete damit das Dogma von der Trinität. Erst danach rückten die byzantinischen Kaiser von der östlichen Denkweise ab. Die Westgoten waren aber bereits von Byzanz 'infiziert' und übertrugen die Ketzerei auf andere Ostgermanen. Arianisch blieben die

- Burgunder bis  $\approx$  500, danach katholisiert, 534 merowingisch;
- Vandalen bis 534 (Untergang im Umkreis von Karthago);
- Rugier bis 541 (danach verschollen);
- Heruler bis  $\approx$  550 (von Byzanz vernichtet);
- Ostgoten bis 562, dem Jahr ihrer endgültigen Unterwerfung;
- Westgoten bis 589, danach Katholisierung.

Schon der erste Herzog des bairischen Mischvolks (Garibald I.,  $\approx$  553-590) war katholisch. Beim langobardischen Herrscherhaus, mit den Baiern verwandtschaftlich verbunden, wird von einer längeren Übergangsphase berichtet. Agilulf (591-616) hatte mit Theodelinde eine katholische Gattin; unter ihm gründete Columban das Kloster Bobbio (612), um die Katholisierung voranzutreiben. Bobbio liegt allerdings zwischen Genua und Piacenza im Apennin und zeigt so, wie klein Roms Radius damals war. Nach Agilulf wechselten katholische und arianische Könige, bis Liutprand (712-744) sich in den Prologen seiner Gesetze als "katholischer König" des "katholischen

Volks" der Langobarden bezeichnete [Jarnut 82]. Demnach hätte bei den Langobarden der arianische Impuls bei weitem am längsten gehalten.

Innerhalb herkömmlicher Chronologie ist damit jedoch nicht viel gewonnen. Denn praktisch alle Forscher lassen die nördlichen Langobarden 774 respektive 776 endigen (die südlichen werden ohnehin erst im 11. Jh. wieder erwähnenswert, wenn sie von Sarazenen, Byzantinern und Normannen unentrinbar in die Zange genommen werden). Danach bestimmen die Karolinger und Ottonen als Könige der Franken *und* Langobarden nicht nur die Geschicke eines frankisierten Volkes, sondern offenbar auch dessen Kultur. Trotzdem geschehen im späteren Mittelalter Dinge, die fast zwangsläufig auf die Langobarden bzw. auf die Spätantike zurückgeführt werden müssen. Dazu gehört die Geschichte des christlichen Ketzertums.

Es bleibt einem eigenen Buch vorbehalten, wie sich die Ketzerbewegungen des Mittelalters aus spätantiken Wurzeln nährten, wie die Kirchengeschichte umgeschrieben werden muß. Faktum ist, daß der Übergang vom 6. Jh. zum 10. Jh. bislang nicht verstanden wird. Arno Borsts Erstlingswerk von 1953 kann hier, in der Fassung von 1991, noch immer fruchtbar zitiert werden. Borst hat sich der *Katharer* angenommen, die seit Otto Rahn [1933] und erneut seit Lincoln-Baigent-Leigh [1982] dem abendländischen Bewußtsein zu ganz erstaunlichen Blüten verhelfen, und sucht nach den Wurzeln ihrer Ketzerei.

"Die strengste und klassischste Form der dualistischen Gnosis, der *Manichäismus*, ist denn auch, obgleich er eine eigenständige Religion ist, bald zum Typ der christlichen Ketzerei geworden, Ihr Gründer, der hochadlige Iranier Mani († 277) [...] predigt einen symmetrischen Dualismus mit zwei ewigen Gottheiten, der die Lehren Zarathustras, Buddhas und Christi in einer Universalreligion umfassen soll [...] die Erlösung des Menschen aus der Welt, die des Teufels ist, geht nach Manis Lehre mechanisch, fast maschinell vor sich. Diese Religion der Gebildeten und Wohlhabenden [...] verträgt keine Weiterbildung zu einem 'Volksmanichäismus' und *ist seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts in West- und Ostrom verschwunden*" [Borst 59].

Wie weiland Dracula in Transsylvanien, so erhebt die abgestorbene Ketzerei gleich nebenan erneut ihr Haupt:

"Im 10. Jahrhundert ergreift der Dualismus Bulgarien" [Borst 61].

Als vermittelndes Bindeglied zu den nun auftretenden Bogomilen können allein die *Paulikianer* ausgemacht werden, die angeblich seit 660 in Armenien entstehen und deren Missionare "seit dem Ende des 8., jedenfalls im 9. Jahrhundert" auch nach Bulgarien übergreifen [Borst 60]. Offen bleibt, wieso die Armenier quer durchs byzantinische Staatskirchentum bis auf den Balkan gelangten, und warum die Anfänge der Paulikianer "früher gern ins 4. Jahrhundert gelegt" worden sind [Borst 207].

"Als direkte Vorfahren der Katharer gelten die P[aulikianer] für" sechs von Borst namentlich genannte Autoren. "Dagegen erklärten sich" zwei Autoren. "Als Vorfahren des radikalen Flügels der Katharer erscheinen die P[aulikianer] bei" Neander, v. Döllinger und Obelensky. "Keine dieser Lösungen befriedigt" [Borst 207].

"Als unmittelbare Vorfahren der Katharer gelten die Manichäer bei den nicht unmittelbar über die Katharer unterrichteten Schriftstellern, in der Forschung etwa bei" 14 Autoren. "Ich hoffe im folgenden zeigen zu können, daß der heute so oft verwendete Terminus 'Neumanichäer' für die Katharer durchaus inadäquat ist" [Borst 206].

Hans Mühlestein, der Arno Borsts Ansichten durchaus kritisch gegenübersteht [vgl. Mühlestein 301], schildert gleichwohl ein sehr ähnliches Bild:

"Infolge der blutigen Unterdrückung der Manichäer seitens der römischen Kirche, welcher Augustinus als Überläufer alle Geheimnisse der manichäischen Lehre und Organisation auslieferte, gab es zwar *einen etwa dreihundertjährigen Stillstand*; aber eine wirkliche Ausrottung der manichäischen Bewegung im Westen hat nie stattgefunden und konnte bei ihrer diffusen und 'illegalen' Verbreitung bis Marokko, Spanien und Frankreich gar nicht stattfinden. Gerade die grausame Austreibung der Manichäer aus Nordwestafrika durch die Byzantiner, die Römer und die Vandalen war der historische Anstoß nicht nur zu ihrer westlichen Ausbreitung im allgemeinen, sondern auch speziell zu ihrer massenhaften Infiltrierung *in Italien*, nicht nur in Sizilien und Sardinien, sondern in allen großen Städten, besonders auch in den politischen Zentren Rom und Ravenna selber; so daß die Päpste durch Ukasse den italienischen Klerus *bis ins XI. Jahrhundert* hinein ermahnen müssen, 'die zahlreich zu den geistlichen Weihen drängenden Afrikaner zurückzuweisen, weil sich häufig Manichäer unter ihnen fänden'. Was half es da, wenn beispielsweise in Ravenna i.J. 557 alle

Manichäer zusammengetrieben, vor die Stadt geführt und gesteinigt wurden. Gerade diese uralte Etruskerstadt blieb trotzdem immer ein sowohl religiös wie politisch besonders häretisches Zentrum; bis die Bogomilen *schon im 10. Jahrhundert* hier hereinwirken und wohl ihren ersten Märtyrer in Italien haben, den schwärmerischen Humanisten und verfrühten Renaissance-Menschen Vilgard von Ravenna, der hier im Jahr 971 als 'manichäischer' Ketzler abgeurteilt wird: 'Hier setzt die antifeudale und antikerikale Laienkultur der lombardisch-toskanischen Städte ein, die schöpferische Periode des Langobardenreiches...' [Mühlestein 340f].

Mit anderen Worten: Die hochmittelalterlichen Katharer pflegen Ideen, die schon viel früher in der Religionsgeschichte aufgespürt werden können. Doch es findet sich weder für die dualistischen noch die gnostischen noch die arianischen Lehren ein hinreichendes Bindeglied, das die Zeit vom 6. zum 10. Jh. befriedigend überbrücken kann. Unsere bekannte These eliminiert die Jahre zwischen 614 und 911, und erst damit "kommt zusammen, was zusammen gehört". Das manichäische und damit auch paulikianische Gedankengut kann unmittelbar nach Mitteleuropa vordringen, während in den langobardischen Gebieten auch nach 911 noch Arianisches erwartet werden muß.

### Früh- und hochmittelalterliche Häresien

Die verwirrende Vielfalt von Glaubensrichtungen kann hier nur gestreift werden. Bedacht werden sollte immer, daß die Geschichte von der siegreichen Kirche geschrieben worden ist, also mit Scheiterhaufen, nicht auf ihnen. Die ersten Häretiker nach dunkler Zeit waren die *Bogomilen*:

"Aus der ethischen Bewegung des 10. Jahrhunderts ist zu Beginn des 12. Jahrhunderts eine Sekte mit mönchischem Ritus und spekulativer Lehre geworden. [...] Nach Serbien, Bosnien, Dalmatien und hinüber nach Italien und Frankreich ziehen seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts bogomilische Missionare, ausgesandt von bogomilischen Bischöfen. Sie haben den Katharern ihre Lehre gebracht" [Borst 62f].

Kurz vor 1150 verbreitet sich die bogomilische Lehre rapide.

"Der Weg dieser Ketzler - wir nennen sie von jetzt ab *Katharer* - gleicht einem *Triumphzug*" [...] In kaum mehr als zwei Jahren also hat die

katharische Bewegung das Land zwischen Rhein und Pyrenäen erfaßt" [Borst 75].

"Ihr Paradies aber ist Norditalien, die zerklüftete Welt der Städte von Mailand bis Udine, von Como bis Viterbo - 'Städte, Vorstädte, Dörfer und Burgen' sind in Italien von ihnen erfüllt. Was sich vor 1167 in aller Heimlichkeit beinahe zu einer katharischen Ökumene ausgewachsen hatte, das erscheint nun den bestürzten Zeitgenossen als weltweite Verschwörung gegen die katholische Kirche" [Borst 85].

Zu beachten ist, daß Viterbo, ständige Papstresidenz von 1257-81, keine 70 km von Rom entfernt liegt - so weit reichten die katharischen Gebiete nach Süden. Die Ketzler werden hier immer noch vielfältiger. Hatten die *Humiliaten* den katholischen Glauben gegen die Ketzler verteidigt, wurden sie 1184 selbst zu Ketzern gestempelt [Borst 89]. 1205 spalten sich die rasch wachsenden *Waldensergemeinden* in Frankreich und Oberitalien; "die Italiener, von da ab '*Lombarden*' geheißen, pflegen die Handarbeit, erkennen den Privatbesitz an und schließen sich zu einer Kirche zusammen" [Borst 89]. Zwar geraten die Waldenser in die Nähe der Katharer, bleiben aber abendländische Christen, was die Katharer nicht tun [Borst 89].

Seltsamerweise bekämpft die päpstliche Kirche die Katharer nicht in Italien, sondern nur in Südfrankreich mit Feuer und Schwert. Von 1209 bis 1229 tobt dort der *Albigenserkreuzzug*; die letzten Katharer verteidigen sich bis 1244 auf dem Montségur [Borst 93, 99]. In dieser furchtbaren Zeit fliehen die Katharer scharenweise in die Lombardei, damals blühendes Zentrum des Katharismus. Hier setzt die Inquisition erst nach 1300 den korrekten Glauben durch, während die Bettelorden mit ihrem Armutsideal neue Identifikationsmöglichkeiten schaffen. 1412 werden in Chieri westlich von Turin fünfzehn Katharerleichen ausgegraben und verbrannt. "Damit ist alles zu Ende" [Borst 106].

Nicht ins Blickfeld rückt für Borst der Arianismus, der ja bis 700 ausgestorben sein soll. Gleichwohl scheint er als Unterströmung in Mitteleuropa präsent geblieben zu sein [vgl. Felmayer]. Das scheint auch das berühmte, singuläre Kreuzabnahmerelief an den *Externsteinen* zu beweisen. Das gewaltige Werk mit seiner Höhe von 5,5 m Höhe gibt viele Rätsel auf, von denen nur zwei angesprochen werden können. Allein hier wird Gottvater mit der Seele Christi im Arm dargestellt. Diese Verkörperung der Seele durch ein Wickelkind ist im Byzantinischen geläufig, doch ausschließ-

lich im Zusammenhang mit dem Tod Mariens, nicht mit dem Tod Jesu. Maria blieb nach kirchlichem Verständnis immer Mensch, hatte also auch eine Seele. Dagegen ist eine göttliche Natur Jesu nicht mit der Darstellung seiner Seele zu vereinbaren. Demnach gäbe es hier, an diesem 'urgermanischen' Ort, der vielleicht auch Standort der Irminsul war [Weisweiler 141-152], noch immer Spuren arianischen Glaubens.

Das Problem trat mir dank Ulrich Niedhorns Schrift: *Untersuchungen am Kreuzabnahme-Relief an den Externsteinen* [1990] und einem Briefwechsel mit dem Autor ins Bewußtsein. Niedhorn [8] konstatiert ein "ganzes Bündel von Häresien"; um dann sein Hauptinteresse der Datierung zuzuwenden. Er führt den Nachweis, daß zwar viele Details die Datierung in die Zeit um 1125 rechtfertigen, aber ebensoviele Vergleiche für eine karolingische Datierung, genauer für die Zeit um 830 sprechen [Niedhorn 73]. Niedhorn erkennt deshalb nach dem Vergleich mit zahlreichen Elfenbeinreliefs und Buchillustrationen auf ein byzantinisches Werk aus der Karolingerzeit. Er ist damals in die Falle der fiktiven Jahrhunderte gegangen: Die Frage '9. oder 12. Jh.?' ist nicht dadurch zu lösen, daß man sich abwechselnd für eine frühe oder eine späte Datierung entscheidet, denn sonst bleiben immerwährende Zweifel, wie sie Wolfgang Braunfels angesichts eines 'karolingischen' Psalters beschlichen:

"Wären nicht Einzelheiten, die nur dem genauen Kenner der Epoche auffallen, man würde diese plastischen und klar gezeichneten Gestalten eher in das romanische 12. Jahrhundert datieren, als in den Anfang des 9. Jahrhunderts" [Braunfels laut Niedhorn 75].

Da dieser Psalter auch Niedhorn bei seiner Frühdatierung zum Vergleich dient, kann diese ausweglose Situation nur behoben werden, indem die 'karolingischen' Arbeiten in der europäischen Kunstgeschichte dort eingeordnet werden, wohin sie - zwischen 911 und 1150 - tatsächlich gehören.

Zurückkehrend zur Kirchengeschichte ist festzustellen, daß der von Arius ausgelöste Streit um die Relation zwischen Gott Vater und Sohn Jesus Christus in der Frage weiterschwelte, wie sich göttliche und menschliche Natur innerhalb der Person Christi verhalten könnten. Wegen dieser Frage spalteten sich im 5. Jh. u.a. die *Monophysiten* ab, für die in Christus nicht zwei Naturen verbunden sind, sondern nur die eine Natur des fleischgewordenen Wortes Gottes enthalten ist. Sie existieren noch heute als Äthiopische, Koptische, Armenische und syrisch-orthodoxe Kirche weiter. Wir

sollten uns dabei erinnern, daß gerade die koptische Kunst der Spätantike den Flechtwerken in Europa unmittelbar vorausging.

Damit haben wir eine Fülle von Ketzereien, wirklich "ein ganzes Bündel von Häresien" kennengelernt, die aus spätantiken Wurzeln sprießend im 10. bis 12. Jh. ihr Wesen oder Unwesen trieben. Bei ihrer Bewertung sollte man sich immer vor Augen halten, daß es niemals einen unbezweifelten Bestand 'orthodoxen' Wissens um Glaubensgüter gab, sondern daß in jahrhundertelangen Diskussionen und Streitigkeiten, Kämpfen und Schismata die heute bekannten Grenzlinien zwischen Orthodoxie und Heterodoxie gezogen wurden. Die drei synoptischen Evangelien konnten, für sich genommen, allemal das Entstehen auch anderer Kirchen oder besser sogar Nicht-Kirchen zulassen.

### Ausblick

Läßt sich das Flechtwerk an den wichtigsten Teilen kirchlichen Kultes - Altar, Ziborium, Altarschranken, Taufbecken, Kanzel, Ambo - einer speziellen Gruppierung zuordnen? Autoren wie Rudolf Kutzli oder Hans Mühlestein sehen im Gestalter des Flechtwerks einen menschlicheren Christen, der aus dem direkten Kontakt mit dem Menschensohn Jesus ein gesteigertes Selbstwertgefühl und persönliche Freiheit gewinnt, Gründe zur Auflehnung gegen das hierarchische Christentum Roms. Dies ist bei ihnen gut nachzulesen. Hier wird außerdem an das einfache Flechtband angeknüpft, das wie die »8« in sich zurückläuft. Dieses Grundschema bleibt auch bei den abenteuerlichsten Verknüpfungen immer erhalten; es entspricht der Lemniskate, der liegenden »8«, dem Symbol für Ewig- und Unendlichkeit. Ob es schon in den allerältesten Fällen so gesehen wurde, wissen wir nicht. Seitdem aber Assyrer des -14./13. und des -8./7. Jhs. von G. Heinsohn [1996] identisch mit den Perserkönigen gesetzt werden konnten und 'Assyrer' wie Perser vom zoroastrischen Hochgott Ahura-Mazda beschirmt wurden, kann in dieser Region das Flechtband für das Ewige wie, in seiner endlosen Verschlingung, für den Dualismus gestanden haben.

Das arianische Element war ursprünglich nicht mit dem Flechtband verquickt. Im gotisch-byzantinischen Ravenna des 6. Jhs., von dem sich arianische wie orthodoxe Bauten erhalten haben, ist das Flechtwerk noch nicht vertreten. Aber auch hier ist es, angeblich gegen 815, hinzugetreten.

In San Apollinare in classe, vor den Toren des alten Ravennas, können wir das Eleuchadiusziborium im linken Seitenschiff bewundern. Es kann als eines der schönsten seiner Art gelten [weitere Beispiele: S. Ambrogio in Mailand, S. Giorgio di Valpolicella sul Garda, S. Cristina in Bolsena, Pfarrkirche in Sovana (Umbrien) oder San Lorenzo d'Arari in Orvieto (dieses über einem etruskischen Altar errichtete Ziborium wird im Gegensatz zu den 'karolingerzeitlichen' ins 12. Jh. datiert)]. Selbst das langobarden- und arianerfeindliche Rom zählte mindestens 22 Kirchen mit Flechtwerkausstattung [Schaffran 80].

Das Ziborium erhöht den einfachen Altar zur zentralen Opferstätte, bei der die Opferplatte von einem Himmelsersatz überwölbt wird, der charakteristischerweise von vier Säulen gestützt wird. Die Verbindungen zurück zu antiker Opfersäule und Himmelsträger habe ich andernorts schon gezeigt [Illig 1992]. Damals erwähnte ich das Wissen von Beda Venerabilis, der dieses Gebilde als altorientalisches einschätzte und als Weltallegorie ansah [ebd 77]. Dieses Wissen wirkte schon damals 'modern', ohne daß ich die Evolution der Null kannte, die Beda drastisch verjüngt [Illig 1996, 89]. Nicht bekannt war mir damals auch der vielfältige Nachweis von Josef Strzygowski, daß das christliche Ziborium ein 'Kürzel' des iranischen Feuer- oder Opferaltars darstellt [Schaffran 57f].

Diese Herleitung erweitert widerspruchlos meine eigenen Befunde. Die Übertragung des Urbildes von Persien nach Italien würde durch die Zeitverkürzungen, die Heinsohn [1996] und ich vorgeschlagen haben, sogar wesentlich plausibler. Allerdings verlangt meine Herleitung aus einem überregionalen katastrophischen Erleben nicht, daß diese Vorstellung vom Iran nach Europa wandern mußte und dabei erkennbar blieb, "ohne je von ihm wirkliche Kenntnis zu haben!" [Schaffran 58].

Das Ziborium in Ravenna bürgt auf jeden Fall für den Gebrauch des Flechtwerks in einer Hochburg des Arianismus. Insofern läßt sich ein Gebrauch dieses Ornaments durch Arianer rechtens vermuten. Hans Mühlestein hat diese Verbindungen klar gesehen, obwohl ihn der zeitliche Abstand störte:

"Als nämlich im 10. Jahrhundert die *Bogomilen* in Bulgarien selbst nicht nur Kirchen, sondern auch Burgen und Schlösser, die Stammsitze der lokalen feudalen Mächte, stürmten und dem Erdboden gleichmachten, da wurden sie von der vereinten Macht der römischen wie der byzantinischen Kirche mit Feuer und Schwert verfolgt und vielerorts

ausgerottet. Sie flüchteten - außer donauaufwärts - auch nach dem Westen, nach Bosnien, in die montenegrinischen Berge, nach Dalmatien und nach Albanien - und setzten von da aus über die Adria, sowohl nach Süditalien wie aber auch, von Dalmatien und Istrien aus, nach ganz Oberitalien und von da weiter bis nach Südfrankreich. Kurz, überall in diesen Ländern wurden *paulikianische* und bogomilische Missionare persönlich die entscheidenden Wiederbeleber der alten Kerne des *Manichäismus*, der hier überall ein *jahrhundertlang von den unterdrückten Klassen zähe behütetes illegales Dasein* geführt hatte, wie ganz ebenso die Reste des alten, hauptsächlich von den Völkerwanderungsgermanen - besonders auch von den Langobarden - aufgenommenen *Arianismus*. [...] Diese zähe Ketzerei hatte überall ihre eigenen lokalen Märtyrertraditionen, die durchaus volkstümlich waren. So beispielsweise die schon früher erwähnte 'Ausrottung' der 'Manichäer' von Ravenna, das seit Theoderich der Hauptsitz des westlichen Arianismus gewesen war." Dieser bogomilische Impuls drang dann in die Lombardei, nach Piemont und in die Toskana, in die Provence und ins Languedoc vor. "Von dort wirkten die durchaus schon paulikianisch und bogomilisch missionierten 'Katharer' unverzüglich, noch in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, auch in Mittel- und Nordfrankreich, ja in Belgien und am Rhein" [Mühlestein 390f].

Es wird damit wahrscheinlich, daß das allenthalben im Europa des 11. und 12. Jhs. auftauchende Flechtwerk - oft nur an einem einzigen Kapitell - ein Signum dafür war, daß hier Ketzerideen - gerade von lombardischen Bauhütten des 11. Jhs., wohl der Ursprung späterer Freimaurerimpulse - zur verschlüsselten Darstellung kamen. So würde verständlich, daß in den allermeisten Fällen das Flechtwerk entweder zerstört oder aber aus seinem Zusammenhang gerissen wurde, um die dahinterliegende Idee zu demolieren. Dasselbe Verfahren hat die Kirche angewendet, wenn es um die Übernahme konkurrierender heidnischer Heiligtümer ging. Solange wir jedoch in den meisten Fällen nicht wissen, wann die Flechtwerksteine aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gerissen worden sind, bleibt auch die Möglichkeit, daß mit den isolierten, ihrer Wirkung beraubten Steinen auf die Gefahren der Ketzerei hingewiesen wurde, wie ja gerade die zeitgleichen romanischen Skulpturen oft das Satanische verkörpern, ohne es deswegen zu verherrlichen.

## Literatur

- Aubert, Marcel (1973): *Romanische Kathedralen und Klöster in Frankreich*; Wiesbaden
- Borst, Arno (1991): *Die Katharer*; Freiburg (<sup>1</sup>1953)
- Brozzi, Mario/ Calderini, Cate/ Rotili, Mario (1980): *L'Italia de Longobardi*; Milano
- Capelle, Torsten (1990): *Archäologie der Angelsachsen*; Darmstadt
- Christe, Yves et al. (1988): *Handbuch der Formen- und Stilkunde. Mittelalter*; Wiesbaden
- Döbler, Hansferdinand (1992): *Die Germanen. Legende und Wirklichkeit von A - Z*; Bindlach (<sup>1</sup>1975)
- Effenberger, Arne/ Severin, Hans-Georg (1992): *Das Museum für Spätantike und byzantinische Kunst*; Berlin
- Die Franken. Wegbereiter Europas. Vor 1500 Jahren: König Chlodwig und seine Erben*; Katalog der deutsch-französischen Gemeinschaftsausstellung Mannheim; Mainz
- Felmayer, Johanna (1996): "Gab es einen arianischen St. Georgsorden?"; in *Zeitensprünge* VIII (4) 478
- Gall, Ernst (1955): *Gotische Baukunst. Teil I. Vorstufen in Nordfrankreich*; Braunschweig
- Heinsohn, Gunnar (1996): *Assyrerkönige gleich Perserherrscher!*; Gräfelting
- Horst, Eberhard (1992): *Friedrich der Staufer. Eine Biographie*; Hildesheim (<sup>1</sup>1975)
- Illig, Heribert (1992): "Zur Symbolik der äolischen Säule. Opferaltar - Zikkurat - Pyramide - Himmelsträger"; in *VFG* IV (3) 69
- (1993): "Langobardische Notizen I. Urkunden, Stuckfiguren und kaiserlose Städte"; in *VFG* V (2) 41
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Jarnut, Jörg (1982): *Geschichte der Langobarden*; Stuttgart
- Jurisch, Alexander (1996): "Die *Germania* und die Germanen oder gegen den grundlosen Kahlschlag in der Geschichte"; in *Zeitensprünge* VIII (4) 429
- Kayser, Felix (1964, 1965): *Kreuz und Rune. Langobardisch-romanische Kunst in Italien. Band 1: Werdezeit; Band 2: Reifezeit*; Stuttgart
- Köhler-Schommer, Isolde (1992): "Romanische Architektur"; in Sylvaine Hänsel/ Henrik Karge (Hg.): *Spanische Kunstgeschichte. Eine Einführung. Band 1: Von der Spätantike bis zur frühen Neuzeit*; Berlin
- Kutzli, Rudolf (1974): *Langobardische Kunst. Die Sprache der Flechtbänder*; Stuttgart

- Lincoln, Henry/ Baigent, Michael/ Leigh, Richard (1984): *Der Heilige Gral und seine Erben*; Bergisch Gladbach (<sup>1</sup>1982)
- Menghin, Wilfried (1985): *Die Langobarden. Archäologie und Geschichte*; Stuttgart
- Minne-Sève, Viviane (1991): *Romanische Kathedralen und Kunstschatze in Frankreich*; Eltville
- Mühlestein, Hans (<sup>2</sup>1981): *Die verhüllten Götter. Neue Genesis der italienischen Renaissance*; Biel (<sup>1</sup>1957)
- Niedhorn, Ulrich (1990): *Untersuchungen am Kreuzabnahme-Relief an den Externsteinen (Band 2 der Isernhägener Studien zur frühen Skulptur)*; Frankfurt
- Rahn, Otto (<sup>3</sup>1974): *Kreuzzug gegen den Gral. Die Tragödie des Katharismus*; Stuttgart (<sup>1</sup>1933)
- Riegl, Alois (<sup>3</sup>1992): *Spätromische Kunstindustrie*; Darmstadt (<sup>1</sup>1901)
- Schaffran, Emerich (1941): *Die Kunst der Langobarden in Italien*; Jena
- Schuchhardt, Carl (1941): *Alteuropa, die Entwicklung seiner Kulturen und Völker*; Berlin
- Schütz, Bernhard/ Müller, Wolfgang (1989): *Romanik. Die Kirchen der Kaiser, Bischöfe und Klöster*; Freiburg/Breisgau
- Sjøvold, Thorleif (1974): *Der Oseberg-Fund und die anderen Wikingerschiffsfunde*; Oslo
- Topper, Uwe (1996): "Wer hat eigentlich die Germanen erfunden?"; in *Zeitensprünge VIII (2)* 169
- Udolph, Jürgen (1994): *Namenkundliche Studien zum Germanenproblem*; Berlin
- Weisweiler, Hermann (1981): *Das Geheimnis Karls des Großen*; München
- Winterfeld, Dethard von (1993): *Die Kaiserdome Speyer, Mainz, Worms und ihr romanisches Umland*; Würzburg
- Yarwood, Doreen (1992): *The Architecture of Europe. The Middle Ages 650-1550*; London
- Zastrow, Oleg (<sup>3</sup>1981): *Scultura carolingia e romanica nel Comasco. Inventario territoriale*; Como

# Gab es einen arianischen St. Georgsorden?

Von den frühen Wurzeln christlicher Institutionen

Johanna Felmayer

Kaiser Maximilian I. (reg. 1486-1519) plante die Ansiedlung des von seinem Vater Friedrich III. gegründeten St. Georgsordens bei seinem Grabmal in Innsbruck (Hofkirche) [30/237ff (F)]. Erzherzog Maximilian III. der Deutschmeister (1558-1618) wollte in der St. Jakobskirche sein Grabmal mit dem hl. Georg verwirklichen [31/60ff (FG)]. Beiden Vorhaben stellten sich vehemente Widerstände entgegen. Beide Male handelt es sich um "Anbetungsgrabmäler" in der Hauptachse der Kirchen - eine Grabform, die seit der cluniazensischen Kirchenreform ausschließlich den Päpsten vorbehalten war [13/142], wobei besonders das "Deutschmeister-Grabmal" mit dem hl. Georg und der "vorrangigen" Verehrung Mariens (s.u.) in Zusammenhang steht. Entzündeten sich die eigentlichen Widerstände daran, daß es dabei um die Wiederbelebung alter staatskirchlicher Traditionen ging, die durch römisch-katholische Kirchenreformen abgeschafft worden waren?

Wir werden versuchen müssen, in die "dunklen Jahrhunderte" des ersten Jahrtausends vorzudringen, um die Wurzeln freizulegen. Ich bin mir bewußt, daß meine knappen folgenden Hinweise lückenhaft sein müssen, glaube aber, daß meine jahrzehntelangen Beobachtungen zu Thesen geführt haben, auf denen interessierte Forscher weiter aufbauen können, die, wie ich annehme, im Umkreis der *Zeitensprünge* am ehesten zu finden sind. Deshalb habe ich mich zu dieser Veröffentlichung entschlossen, zumal die eingehende Beschäftigung mit dieser Materie Lebenszeit und Publikationsmöglichkeiten übersteigt. Befragte Kleriker waren meist gegen eine Publikation dieser Beobachtungen, von den angesprochenen Universitätsleuten habe ich nur von Herrn EM. Univ. Professor Alfred A.F. Teurlinckx aus Bloemfontain (Südafrika) - uns verbindet das Interesse für niederländische Künstler an europäischen Fürstenhöfen - Zustimmung erhalten.

Die vorliegende Abhandlung ist entstanden, bevor ich Illigs These der fehlenden drei Jahrhunderte unserer Mittelaltergeschichte [17/9ff] kannte. Man wird diese Zeit also - der allgemeinen Geschichtsschreibung folgend - vorfinden. Wenn sich aber eine Zeitversetzung von Ereignissen und Personen mit überzeugenden Argumenten durchführen läßt, werde ich mich neuen Erkenntnissen sicher nicht verschließen. Ich könnte mir z.B. vorstel-

len, daß Emmerams Georgsverfolgung relativ bald nach 500 stattgefunden hätte, oder daß der Wiederaufbau von San Giorgio in Velabro in Rom, der die autokephale Kirche des Exarchats Ravenna beendete, nicht 684, sondern erst unter den Ottonen erfolgt sein könnte (s.u.). Aber solche Gedanken warten noch auf eine Beweisführung.

### Der heilige Georg

Georg aus Kappadokien soll hoher Offizier im römischen Heer gewesen und unter Diokletian 305 enthauptet worden sein. Dabei ist für seine Wirkung nicht von Relevanz, ob er eine historische Persönlichkeit war oder ob "der Leuchtende" (s.u.) als Idealbild einer Gesellschaftsschicht und ihrer Geisteshaltung benützt wurde, wie etwa der hl. Markus für Venedigs 'Welt-handel' [23/Kap.3-8]. Es lohnt sich, in Wimmers Lexikon [28/307ff] seine Geschichte nachzulesen. Georg, der Kappadokier, ist der Patron der Artisten, der Bauern und ihres Besitzes, der Bergleute, der Böttcher (Faßbinder), Büchsenmacher, Gefangenen, Harnischmacher, Kavalleristen, Landsknechte, Reiter, Ritter, Sattler, Schmiede, Schützen, Soldaten, Waffenschmiede und der Wanderer, der Spitäler, der Pferde und des Viehs. Außerdem ist er als Drachentöter und Erretter der Königstochter Margarethe ein Frauen beschützender Heiliger. So deckt er fast das gesamte Spektrum der Lebensbereiche. Noch bis ins 19. Jh. war es üblich, den "Georgitag" (23. April) in Verträge einzubinden.

Auch wenn Georg zu den beliebtesten Volksheiligen zählt, so ist er doch schon um 500 erstmals aus der römisch-katholischen Kirche verbannt worden. Papst Gelasius erklärte seine Akten als apokryph [28/308], seine innerkirchliche Reputation ist heute nicht sehr groß. Wahrscheinlich hat er nach seiner Rehabilitierung im 7.(?) Jh. nur als einer der 14 Nothelfer überleben können, bis ihm Kaiser Friedrich III. im 15. Jh. zur bis ins 20. Jh. haltenden päpstlichen Anerkennung verholfen hat [19/126f,368]. Als Tiroler Landespatron ist er allerdings schon von Kaiser Joseph II. wieder abgesetzt worden. Es gibt eine ganze Reihe von Heiligen, die ihn an vielen seiner Kultstätten abgelöst haben, zum Beispiel Michael, Emmeram, Stefan, Leonhard, Philipp Neri oder Dorothea, die Kappadokierin. Trotzdem war er nicht auszurotten. Deshalb ist es der Mühe wert, der Frage nach der Tiefe der Wurzeln dieses Volksheiligen nachzugehen. Dabei interessiert uns besonders: War er ein Heermeister (vielleicht sogar anderen Namens), der

zum christlichen Glauben übergetreten und auf den "der Leuchtende" projiziert worden ist? Die Merowinger wollten ihren Stammbaum auf ihn zurückführen [28/308]. Zu Unrecht?

### Gründe für einen Georgsorden

Der Soldat Georg war wohl Heermeister in Kappadokien und könnte deshalb aus dem Mithraskult zum Christentum übergetreten sein. Die Geschichte seiner Ermordung unter Kaiser Diokletian 305 mag vor allem im Osten des Reiches Heermeister, die in Opposition zu den Staatskulten standen, zum Christentum geführt haben. Wir fragen uns, ob der Georgsorden bereits bei der Einführung des Christentums als Staatsreligion als eine "Legio Mariae" (eine Bezeichnung für die frühen Serviten des Philipp Benitius) bestanden hat. Dem hl. Georg war schon im 4. Jh. am Georgiberg in Enns ein Heiligtum griechischer Reiterkohorten geweiht [41], ein ähnliches Alter könnte auch das Georgspatrozinium auf Hohensalzburg haben. Auch der legendäre Flurumritt im Nonstal, bei dem anno 397 drei "Griechen" ermordet wurden, kann hier angesprochen werden. Bischof Ambrosius von Mailand hatte dem römischen Bischof von Trient drei Leute zur Verwaltung seines Gebietes an die Seite gestellt: den Diakon Sisinnius aus Kappadokien, den Lektor Martyrius, vielleicht ein Grieche aus Lorch, und den Ostarius = "Türhüter" Alexander, vielleicht ein Italiker aus Bergamo [28/129,755,829f] . Wenn Georg hier den altitalischen Agrargott Saturnus ersetzt hat, dann hätten wir es bereits mit dem hl. Georg bzw. einem "Georgiritt" zu tun.

Unter den pannonischen Soldatenkaisern spielt jedenfalls noch die Militärverwaltung die Hauptrolle im Staat. Wenn die Heermeister des Ostens, vielfach germanischer Herkunft, unter dem Einfluß Ulfilas zu Christen geworden und offiziell anerkannt waren, so darf man in ihnen sogar wesentliche Wegbereiter für das Christentum als Staatsreligion sehen. Dies sicherte ihnen wohl auch die Vorrangstellung für den militärischen Schutz der "Episcopi", als die christliche Staatsverwaltung an sie überging. Allerdings waren sie gemäß Ulfilas Glaubensbekenntnis Arianer, die an die Dreifaltigkeit glaubten:

"Es gibt einen ewigen, ungezeugten und unsichtbaren Gott, der vor aller Zeit allein existierte. Er schuf in der Zeit den Sohn, den einzigen gezeugten Gott. Dieser schuf alle Kreatur und ist der Herr des

Heiligen Geistes, den der Vater durch den Sohn vor allen anderen Dingen geschaffen hat. Der Geist ist dem Sohn gehorsam und unterworfen wie der Sohn dem Vater" [45/66].

Wir denken dabei an die Worte des hl. Hieronymus: "Der ganze Erdkreis seufzte auf und bemerkte mit Verwunderung, daß er arianisch geworden sei" [18/20]!

Mit hoher Wahrscheinlichkeit wurde ein Georgsorden als weltlicher Orden der Heermeister unter dem römischen Soldatenkaiser Valentinian I. (364-375) gegründet, der Pannonier und illyrischer Heermeister war. Dieser hatte seinen arianischen Bruder Valens (364-378) zum Augustus des Osterreichs ernannt. Valentinians Sohn Gratian heiratete eine Urenkelin Kaiser Konstantins I., des Gründers des "Neuen Rom". Er ist schon im Alter von acht Jahren (367) Mitregent des Vaters und übernimmt nach dessen Tod Gallien und Spanien. Gratian legt unter dem Einfluß des Bischofs Ambrosius von Mailand nicht nur den Titel "Pontifex Maximus" zurück, sondern widerruft auch Konstantins I. Toleranzedikt für alle Religionen zugunsten des Christentums [33/253f]. Mit militärischer Gewalt konfisziert er den gesamten Besitz der römischen Staatskulde.

Oberster Leiter dieser Aktion war der fränkische Heermeister Merobaudes, der vom spanischen Heermeister Theodosius unterstützt wurde. Dessen gleichnamigen Sohn, der als Kaiser den Beinamen "der Große" erhalten und das Christentum zur römischen Staatsreligion erklären wird, ernennt Gratian nach Valens Tod zum Nachfolger [33/254].

Der Name des fränkischen Heermeisters *Merobaudes* - sein Titel war möglicherweise Maxromanicus (s.u.) - läßt ihn als Mitglied der späteren fränkischen Königssippe der Merowinger erkennen. Sein Name enthält auch "Otto" (Audes = einer, der nach der Muttergottes "benannt" oder der von ihr "berufen" worden war oder einer, der gehört, verstanden und gehorcht hat). Er war ein Verwalter, wahrscheinlich der oberste, in der Union der Muttergottes (mer = mère = Mutter; ob = job = ow = jow = Jehowa).

Wer sich etwas mit den christlichen Patrozinien befaßt, wird sehen, daß die Muttergottes in dieser frühen Zeit die stärkste Vertreterin des Christentums in ganz Europa ist, und zwar in ihrer unerschöpflichen Vielfalt als "Urmutter", wie sie Ranke-Graves in seiner *Weißten Göttin* beschreibt [35/163,223,308ff]. So wird sie in der örtlichen Verehrung vielfach die Züge ihrer Vorgängerinnen - z.B. Luna, Kybele oder Isis - tragen, ganz im Sinne

der konstantinischen Christianisierung, nämlich der Ersetzung heidnischer Götter durch christliche Heilige [33/307]. Die Muttergotteszentren scheinen in einer das ganze Reich umspannenden Union zusammengeschlossen gewesen zu sein. Von ihnen aus wurde nach der Auflösung der Heeresverwaltung mit der Einsetzung der staatlichen "episcopi" die Verwaltung des Reiches geführt [13/20]. Sie rekrutieren sich im wesentlichen aus dem Kreis lokal ansässiger Sippen, die auch schon vor 381 Verwaltungsämter ausübten. Seit 212 waren sie alle römische Staatsbürger (Constitutio Antoniana) [33/245; 15/174]. Dies gilt auch für jene, die sich gegen die römische Eroberung gewehrt haben, wie etwa die in unserem Paßland Tirol lebenden Breonen [21/72 (W)].

In der damaligen Zeit ein "episcopus" zu sein, war sicher eine sehr schwierige Aufgabe. Es ist kaum anzunehmen, daß er in irgendeiner Weise finanziell dotiert war, sondern er mußte seinen eigenen Besitz einbringen, und diese Bischofswürde war sicher nur ein 'Titel ohne Mittel'. Der einzige Schutz war der Status des kaiserlichen Beamten. Ein Status, der wirkungslos gewesen sein mußte, wäre ihm nicht militärischer Schutz zuteil geworden. Diesen erhielt er durch die nun christlichen Heermeister, die ihrerseits in einem weltlichen Orden zusammengeschlossen waren.

#### Heermeister, Skiren und Georgsritter

Wenn auch die Hinweise auf den hl. Georg als ihren Schutzpatron bereits zur Zeit der Einführung des Christentums als Staatsreligion (391) nicht mehr sehr deutlich sind, ergibt sich ein Zusammenhang über die *Otto*-Sippe. Mit der Herkunft des Heermeisters Odowaker (Odo = Otto, waker = Waltker = Heermeister) und seines Vaters Edikon (Edika, Edeko) wird sie greifbar. Beide werden als "Skiren", manchmal als Skirenfürsten, manchmal als Skirenkönige überliefert. Die Skiren werden auch "Torcilingi" oder "Turcilingi" genannt [27/332; 9/Skiren; 39/155,158; 45/289,292]. Im Rahmen dieser Kurzfassung kann nur die Tatsache festgehalten werden, daß uns die Auflösung dieser Namen direkt zum Mithraskult und dessen Zentrum Tarsus, übrigens die Geburtsstadt des Apostels Paulus, in den Taurus und in die römische Provinz Cilicia (Kilikien) führt [42/80ff]: "Tur" = "Tar" = Tarsus = Taurus, "cil" = Cilicia. Mit "ingi" sind sie als "Freigebo-rene" = ing(enu)i zu erkennen, nämlich als Nicht Römer mit römischem Bürgerrecht, aber aus edlem Geschlecht stammend. (Die deutschen Ortsna-

men mit der -ing-Endung könnten hier ihre Wurzeln haben. Das schönste Beispiel dafür ist Freilassing, wo offenbar ein deutschsprachiger Freigelassener einem romanischsprachigen ingenuus gefolgt ist.) Sehen wir ihre Stellung als Heerführer als erblich an, bevor Kaiser Diokletian im Römischen Reich die Erblichkeit der Berufe eingeführt hat [33/251], so ergibt sich zwanglos die Verbindung zu den älteren Skiren des -3./2. Jhs., die "weit im Osten stehen müssen" [27/332; 9/Skiren], zu den Seleukiden als Teilnachfolger des Alexanderreiches in Kilikien [33/160ff] und zu deren System der Militärverwaltung.

"Skir", wobei wir von den verschiedenen Schreibungen nur mhd. "Schir" und nachlutherisch "Schier" herausgreifen wollen, kommt von "scheinen, leuchten, glänzen" [27/332; 9/Skiren], und das führt uns zunächst einmal zum besonders beim Militär verbreiteten Mithraskult (er war auch im Alpenraum vertreten, wie der Mithrasstein in Sterzing anschaulich belegt [21/142f (S)]) und zum geistigen Vater Mithra (als Perseus), dem iranischen "Gott des Lichtes und der Wahrheit" [42/80ff], nämlich zum römischen Sol invictus. Beide sind Repräsentanten für die aus Freigeborenen rekrutierten römischen Heere. Die Römer selbst hatten als einschlägige Götter Mars und Jupiter.

Aber Schir ist der Name Georg, griechisch: "Bauer, Landwirt". Nach ihm ist auch das Kaiser Justinian II. zugeschriebene Ackergesetz, der "Nomos Georgikós" benannt, das die kleinen Grundbesitzer und Dörfer förderte [33/384]. Auf dieses Gesetz gehen wohl die dank der Habsburger in Österreich immer noch erhaltenen "Almenderechte" zurück (keine Umzäunungen, sondern freier Zutritt zu Wäldern, zu Feldern und Wiesen von November bis April). In der Folge entstand auch ein neues Soldatengesetz, der "Nomos Stratioticós" [33/384].

Den selten hergestellten Zusammenhang Schir-Georg erfahren wir viele Jahrhunderte später aus einer Urkunde, die Kaiser Karl V. am 5. Feber 1552 in Innsbruck unterzeichnet. Ein Hauptmann aus einem Ministerialengeschlecht der Bischöfe von Chur namens Schier von Prevost = Georgius a Praepositis = Georg von den Pröpsten aus dem Bergell wird vom Kaiser zum "Equus Aureus", zum "Goldenen Ritter" erhoben [16/27ff]. Ein Blick auf die Person dieses Hauptmanns zeigt uns, daß dieser politische Akt ein zu spät kommender Versuch des Kaisers war, eine Kriegseröffnung durch die mit dem Augsburger Interim unzufriedenen Protestanten unter der

Führung des Moritz von Sachsen zu verhindern. Er fand in Innsbruck und damit sozusagen im Vorzimmer des Tridentinischen Konzils statt, wo die Verhandlungen gerade wieder auf einem äußerst kritischen Punkt angelangt waren [18/94ff].

Als kaiserlicher Hauptmann konnte Schier von Prevost selbst nicht Protestant sein, stand aber den Protestanten so nahe, daß er 1548 vor die Inquisition nach Rom zitiert wurde. Er setzte sich bei der stürmischen Churer Bischofswahl 1565 für den "Intrusus" Bartholomäus von Salis ein und wurde - nach der Absetzung des "Eindringlings" 1566 - ermordet. Als Nachweis seines Uradels legte er für diese Rittererhebung eine zwar sicher gefälschte, aber doch nicht in allen Inhalten falsche Urkunde des Merowingerkönigs Dagobert I. von Austrasien vor, die seine Abstammung vom *fabischen* Geschlecht und von Otto von den Pröpsten (Otto a Praepositis) aus der Zeit um 630 nachweist [16/30]. Und damit schließt sich wieder der Kreis zur Otto-Sippe und ihrer frühen Funktion in Ämtern der christlich-staatlichen Kirchenverwaltung.

#### Fabier und Flavier

Suchen wir bei den Fabiern nach möglichen Vorfahren, so finden wir den römischen Konsul *Quintus Fabius Maximus*, einen Heermeister, der während des 2. Punischen Krieges -217 durch Volkswahl zum Diktator Roms ernannt wurde. Damals bedrohte der karthagische Feldherr (Heermeister) Hannibal mit seinen demokratischen Ideen und seinen Siegeszügen in Europa ernsthaft die Vormachtstellung Roms. Fabius wandte Hannibal gegenüber eine "Ermattungsstrategie" an, indem er ihn verfolgte, ohne sich einer Schlacht zu stellen. Das hat ihm in der Geschichtsschreibung, ebenso ungerecht wie später Kaiser Friedrich III., den Beinamen "Cunctator" (Zauderer) eingebracht [33/200], doch die vorangegangene Niederlage am Trasimener See hat seine Taktik als weise und vorausschauend erwiesen. Quintus Fabius Maximus wirft Fragen auf: Wer war er? War er etwa der Anführer jener "Tauriner" die sich Hannibal -218 im Tessin entgegengestellt hatten [33/199]? Und wer waren diese "Tauriner"? Als Volk sind sie nicht greifbar. Sind es die Taur(i)er, benannt nach Taurien, nämlich der Halbinsel Krim? Waren sie vielleicht jene Kimmerier, die im -8. und -7. Jh. die griechischen Provinzen bedrohten und von den Skythen nach Kleinasien verdrängt wurden? Bei Homer kommen sie als ein sagenhaftes Volk des

Nordens vor. Sind die Kimbern Jütlands ihre Vorfahren? Sie hätten "am Rande des Ozeans" gewohnt, "wo ewige Dunkelheit herrscht" [33/1674]. Ist damit das Nordmeer gemeint, oder ist es eine spätere dichterische Umschreibung für das Schwarze Meer? Waren sie also Krimgoten? Oder werden die Tauriner nach dem Taurus benannt? Immerhin ist nicht auszuschließen, daß Reste der Kimmerer im Seleukidenreich integriert waren und von den Parthern den Kult der Jungfrauengeburt übernommen hatten. Gehörten sie zu den Galatern bzw. Attaliden, waren es um diese Zeit bereits Keltiberer, die Rom unterstützten? Oder haben wir es vielleicht mit einer Heer-Union zu tun, die einem Stierkult (Mithras) angehörte?

Zeitgleich mit Maximus stoßen wir auf *Quintus Fabius Pictor*, den Maler, der seit -216, wohl von Quintus Fabius Maximus mit dieser Aufgabe betraut, Gesandter in Delphi war und -211 eine römische Geschichte in griechischer Sprache verfaßte, "um den Griechen die römische Politik verständlicher zu machen" [33/211].

Auch im 3. Punischen Krieg begegnet uns wieder ein *Quintus Fabius Maximus* mit dem weiteren Namen Aemilianus als Heerführer (Ursprung des Namens Maximilian = Miles maximus = Oberster Heerführer = Heermeister; Merobaudes wird in Kaiser Maximilians *Zaiger* als "Maxromanicus" bezeichnet [48/33v/34; s.a. 22/314f]). Ihm gelang es -143, den spanischen Romgegner Viriatus, Anführer der Lusitaner, aus Hispania Ulterior zurückzudrängen. Er mußte mit ihm aber -142 einen Vertrag zu gleichen Bedingungen schließen. Vielleicht ist es derselbe, der -121 Konsul in Südgallien war, und der bei der Eroberung der Gallia Narbonnensis, des Gallien und Spanien verbindenden Küstenstreifens, eine führende Rolle spielte [33/202,216].

Im Bürgerkrieg befehligt nach Neros Tod († 69) ein *Fabius Valens* das Heer gegen den kurz regierenden und durch Selbstmord endenden Kaiser Otho (Gegenkaiser zu Galba), eines Praetorianers [33/236]. Wenn auch auf eine gegnerische, so stoßen wir hier auf die erste Verbindung zwischen Fabiern und dem Namen Otto. In den Wirren dieser Zeit ist nicht auszuschließen, daß Fabius Valens und Otho damals derselben Sippe angehört hätten.

Der Flavier *Vespasian* geht als Sieger des Bürgerkrieges hervor. Und wenn bei den pannonischen Flaviern der Name Valens wieder auftaucht, so kann dieser durch die Fabier in die Sippe eingebracht worden sein. Über

weibliche Erblinien können auch Rechte der Fabier, z.B. in der Heer- und Kultverwaltung, an die Flavier übergegangen sein.

Vielleicht noch unter Vespasian schreibt ein spanischer *M(aximus?) Fabius Quintilianus* aus Calguris (35-100) ein Rhetorik-Handbuch: *Institutio oratoria* [33/242]. Ein *Lucius Fabius Hispaniensis* tritt etwa um dieselbe Zeit als Hispano-Römer in der römischen Provinzverwaltung in Erscheinung [33/295].

### Der Name Otto

Bleibt uns noch, dem Leitnamen Otto näher zu treten. Der erste Träger, den wir gefunden haben, schreibt sich Otho [33/236]. Ist "tho" eine verkürzte Form von Theo = Gott (Göttin?, s. oben) und steht das "O" für Osiris? Deutlicher wird das bei Theodosius, geht man von einer Namensverkürzung durch das Ineinanderschieben von Silben aus: Theo = Gott, odo = Otto, osi = Osiris. Die altbairischen Huosi (s.u.) waren eine mit christlichen Kirchverwaltungsämtern betraute Sippe und die Vorfahren der Andechser. "Hu" ist der Name der Isis in ihrer Gestalt als Taube und diese natürlich ein wichtiges Symbol der Taufe [35/403]; "osi" steht für Osiris. Demnach kamen sie aus der Isis-Osiris-Kultverwaltung. In Rom selbst hat Caracalla sowohl dem Isis-Kult wie dem Osiris-Serapis-Kult einen Tempel errichtet. Innerhalb des römischen Reiches wurde der alexandrinische Serapis-Tempel 391 vom dortigen Bischof zerstört, der letzte Isis-Tempel, auf Philae, 560 durch Kaiser Justinian geschlossen.

Auch "Ede" im Namen Edekon - also Odowakers Vater - kann Otto bedeuten; die Gleichsetzung von "O" und "E" haben wir auch in "Hot" und "Het" und bei der Verbindung zwischen Engadin und Oenus. Die Namenssilbe "kon" weist auf eine mütterliche Linie zur Konstantin-Sippe. Als "Skirenkönig" oder "Skirenfürst" ist er, ebenso wie Odowaker, als oberster Administrator des Georgsordens zu sehen. Und der ist aus dem Mithraskult hervorgegangen. Die Verbindung zum Osiriskult ergibt sich aus der gemeinsamen Erlösungsvorstellung, vertreten durch den uralten Mythos der Spirale [35/207].

Es gibt aber auch eine griechische, ebenso wie eine römische Tradition, die nicht mit der Fünffzahl, sondern mit der Acht verbunden ist. Der Name Otto kann hier in einer nicht arianischen (jüngeren?, aber auf Petrus selbst zurückgreifenden) Tradition mit dieser Zahl und ebenfalls mit Johannes dem

Täufer verbunden sein. Die Taufbecken sind in der Regel achteckig, so auch das der Orthodoxen in Ravenna oder das römische von San Giovanni in Laterano. Sie bezeichnen den "achten Schöpfungstag", nämlich die mit der Auferstehung Christi beginnende "neue Schöpfung" [26/311]. Der Altar von Alt-St. Peter in Rom hatte ein Ziborium mit acht gewundenen Säulen [29/Abb. 6]. Im ersten Petrusbrief findet sich der Hinweis auf die "acht Seelen, die in der Arche aus der Sintflut gerettet wurden" [10/54]. Diese Tradition ist wohl in die Zeit einzuordnen, als die Abwendung der Bistümer Mailand und Aquileia von der römischen Kirche (um 560) wieder überwunden war. Die ottonischen Kaiser könnten aus einer Verwaltersippe dieser neuen Ordnung hervorgewachsen sein.

### Die Muttergottes als Schutzpatronin des Georgsordens

Das Feuersymbol führt uns dann wohl auch zu den diversen Sonnengottmythen, aber auch zu den Hüterinnen des Feuers, wie z.B. den Vestalinnen, einem Rest des matriarchalischen Amtes der Priesterinnen, und zur "Ewigen Anbetung", nämlich zum unausgesetzten Gebet rund um die Uhr, hinter dem im Urgrund die "dreifaltige Muttergöttin" steht [35/163]. Wir finden hier ihre Ausprägung als "Hyperdolia", als "vorrangige" Verehrung der Gottesmutter, wie mir Herr Prälat DDr. Karl Wolfsgruber (Brixen) erklärt hat. Ich halte sie für eine römisch-katholische Adaption einer Gottesmutter-Verehrung, die Maria noch über Christus stellte. Sie muß auch mit der Ausübung des Priesteramtes durch Frauen zu tun gehabt haben. Ein Hinweis darauf ist die "Tabernakelmadonna" der ehemaligen Servitinnenkirche Mariä Opferung, gegründet 1612 von Erzherzogin Anna Katharina von Mantua, der zweiten Gattin Erzherzog Ferdinands II. Die über einem älteren Kern gearbeitete Figur hat einen verschließbaren Herzbehälter zur Verwahrung der Hostie [31/173,212, Abb.169,199; 8/9] (sie war allerdings verschollen, bevor ich ihre Rückansicht aufnehmen lassen konnte). In der Kapelle im Ansitz Mair am Hof in Dietenheim (Pustertal [44/536f]) gibt es die Barockdarstellung einer Madonna, die einem Kranken die Hostie reicht.

Eine Verbindung unterschiedlichster religiöser Wurzeln besteht wohl schon im Mithraskult. Ein Weiterleben der vorchristlichen Mythen, wenn auch in den verschiedensten Umformungen, gibt es im Christentum nicht nur bei den Ritter(Laien)orden, sondern auch innerkirchlich, besonders in Klausurklöstern. (Leider ist die kurze Zeit, die nach dem Zweiten Vatika-

num ihre Erforschung erleichterte, schon wieder vorbei.) Noch im 7. (?) Jh. läßt Bischof Haimhram, der aus Poitiers nach Regensburg kommt (es kann doch nur er gewesen sein), dort in der Bischofskirche St. Stefan einen jüdischen Räucheraltar über einem antiken Altar errichten (Haim = Chaim, Hram = Hraban = Rabbi, später Emmeram genannt). Hingegen wurde "Der Täufer" besonders bei den Arianern verehrt - der Papst zu Zeiten von Theoderichs d. Gr. hieß Johannes [12/31].

### Die heilige Fünf

Auffallen mußte die häufige Bezeichnung Quintus bei den Fabiern. Zwar gibt es die allgemeine Ansicht, die Römer hätten ihre Kinder nach der Reihenfolge der Geburt durchnummeriert. Aber was wäre das für ein Zufall, wenn jeder fabische Quintus das fünfte Kind seines Vaters gewesen wäre? Wie wir aus der Zusammenstellung der fabischen Quinti-Sippe sehen (wobei auf andere Quinti, die ebenfalls zu dieser Union zu zählen sind, noch gar nicht eingegangen ist), treten die Fabier vorrangig als Heermeister, aber mit dem Maler, dem Geschichtsschreiber und dem Rhetoriker als kulturell hochstehende Familie in Erscheinung.

Sehen wir aber diese Quinti als Angehörige eines Mythos des Pentagramms [24/329f], wobei die Maximi jeweils - wie später Erzherzog Maximilian der Deutschmeister für den Deutschen Ritterorden - als die obersten Administratoren eines Conventus (Orden, Vereinigung, Union) anzusprechen sind, so öffnet sich der Blick nicht nur auf die Venus, sondern auch auf die Wurzeln der fünf Vokale des Alphabets. Die Zusammenhänge, die Ranke-Graves aufzeigt [35/131,228,248f], führen uns zum vorgriechischen kretischen Alphabet, zur altitalischen Todesgöttin Carmenta, zum fünf Jahre umfassenden etruskischen "Iustrum", zu den Sibyllen und zu Joseph, dem über Ägypten herrschenden Erzvater des Alten Testaments. Letztendlich führen sie uns aber zu Perseus und zu dessen Großvater Baal, "dessen Heldentaten in Palästina den nächtlichen Himmel um fünf Sternbilder - Andromeda, Kassiopeia, Kepheus, Draco und Perseus - bereicherten" [34/238f]. Und damit sind wir auch wieder bei Mithras angelangt [33/256f].

Wir sollten auch an Kaiser Friedrich III. denken, der AEIOU, die fünf Vokale des Alphabets als sein persönliches Symbol gewählt hat. Hartnäckig weigerte er sich, die Bedeutung preiszugeben! Hätten ihn die Deutungsversuche amüsiert oder geärgert? Die Vokale bilden - im vorgriechischen

Alphabet AOUEI gereiht - die Schwelle zur Erlösung. EUO ist der heilige Name des Dionysos, und er ist mit dem Mithraskult in besonderer Weise verbunden [35/249]. Außerdem sollte uns noch Fünfkirchen (ungarisch Pécs) einfallen.

R. Bauerreiß sieht als frühmittelalterliche Trias der Kathedralpatrone die Muttergottes für die Gemeindekirche, Johannes d. Täufer für das Baptisterium und Stefanus als Bischofpatron [3/52]. Dem möchte ich für die Zeit der Einführung des Christentums als Staatsreligion (391) und für das fünfte Jahrhundert jenes Pentagramm der Heiligen gegenüberstellen, das einen griechisch-alexandrinischen Bischofssitz kennzeichnet (Hauptkirche mit Zukirchen und Streubesitz ohne territoriale Abgrenzung, nicht zu verwechseln mit einem territorial umgrenzten römischen Bistum):

1. Die *Muttergottes* als Mutter des Erlösers (Darstellung der Madonna mit Christus im Nimbus vor ihrem Leib wie im Horakloster in Konstantinopel). In Georgien ist sie lebendig geblieben [38]; im süddeutschen Raum des 17. und 18. Jh. lebte ihr Kult wieder auf, z.B. in der "Tabernakelmadonna" des Regelhauses (Servitinnenkloster des III. Ordens in Innsbruck) [31/211f] oder mit den Monstranzen von Maria Plain bei Salzburg und Taisten im Pustertal [20/Nr.148; 43/68,Abb.4];
2. ein *Apostel*: im Westen Petrus, im Osten Paulus;
3. *Johannes d.Täufer*;
4. ein *Levit*: im Westen Laurentius [6/131ff], im Osten Stefanus;
5. Der *hl. Georg* (erst nach der benediktinischen Kirchenreform meines Erachtens Georg durch Stefanus ersetzt).

Ihnen entsprechen die fünf vornehmen Sippen, die die *Lex Baiuvariorum* nennt [37/62]:

1. Die *Hahiligga*, die Muttergottesunion (Hahi=Hagia=göttliche Weisheit verkörpert durch Maria, ligga=Liga=Union), zuständig sowohl für die örtliche kirchliche Verwaltung als auch für die Straßenverbindungen.
2. Die *Huosi*, wie wir gesehen haben, Nachfahren des Isis-Osiris-Kultes, zuständig als Geistliche für die Verkündigung des Evangeliums im Sinne der Apostel.
3. Die *Trozza* (entstanden aus Torza = Thyrsosstab, Nachfahren der Dionysos-Kultverwaltung) für Johannes d. Täufer und mit dem Symbol des Thyrsosstabes zuständig für die Weingüter.

4. Die *Aniona*, wohl die Pröpste, zuständig für die übrige Güterverwaltung (*annona*), vielleicht an die Presbyter der irisch-keltischen Tradition (ausgehend vom Königskloster auf der Insel Iona) gebunden.
5. Die *Fagana*. Der Name ist vom Rutenbündel der Richter (*fascis*) abzuleiten und steht demnach für das Richteramt.

Aus diesen Sippen rekrutieren sich die Heermeister des hl. Georg. Sie werden Agilulfingi, nämlich im Sinne Ulfilas "agierende Freigeborene" genannt.

In jener Zeit, in der wir die Sippen aus urkundlichen Nennungen zu fassen bekommen, ist die Teilung der Ämter längst verwischt, indem sie matrilinear auch von anderen Sippen ererbt und ausgeübt werden konnten. Wenn in Innsbruck, wie sich aus gewichtigen späteren Zusammenhängen rekonstruieren läßt, eine Fünfkirchen zugeordnete Marienzelle angesiedelt worden ist, so muß dies unter Odowaker (und seinem Bruder Hunulf), vor der Abtretung Noricums an die Langobarden geschehen sein.

Rom wendet sich, wie wir gehört haben, schon um 500 gegen die Georgsverehrung. Bei den westgotisch geführten Burgunden tritt Mauritius, der oft als Neger dargestellte Maure der Thebäischen Legion, an seine Stelle [11/9]. Er ist ebenfalls an die Anbetungstradition gebunden (Stichwort 'Schwarze Madonnen'). Im arianischen Raum kann sich der Georgsorden bis zur judenchristlich benediktinischen Kirchenreform des Emmeram um die Mitte des 7.(?) Jhs. halten [37/67]. Dies war nur möglich, weil die Metropolitane von Mailand und Aquileia sich gegen Papst Pelagius I. (556-561) gestellt und von Rom gelöst hatten [12/35]. Außerdem hatte Venantius Fortunatus 560 eine Allianz der griechischen und der fränkischen Kirche zustande gebracht [5/27ff; 46/362ff]. Venantius Fortunatus wird als "Dichter" oder als "Reisender" dargestellt. Er muß aber ein Missus von Aquileia gewesen sein, der auf seinem Wege zu Gregor von Tours die Valentins- und Laurentiuskirchen visitierte, um festzustellen, ob sie sich an die Abspaltung von Rom gehalten hatten.

Im Zusammenhang mit den staatlich-päpstlichen Auseinandersetzungen um die "Honoriusfrage" (Unfehlbarkeit des Papstes) wurden die Georgsanhänger verfolgt, die römische Georgskirche, San Giorgio in Velabro, zerstört. Dies war sicher auch ein Grund dafür, daß Kaiser Konstans II. Ravenna 666 zur autokephalen (vom Papst unabhängigen) Kirche erklärt hatte und das Papstrecht erst zurückgab, nachdem die römische Kirche

Honorius verurteilt und 683 San Giorgio wieder aufgebaut hatte [12/43f]. Allerdings blieben die Päpste noch bis in die karolingische (ottonische?) Zeit von der Bestätigung durch den Exarchen von Ravenna abhängig (hier besteht Erklärungsbedarf zur Untermauerung von Illigs These).

Es ist anzunehmen, daß seit der Einigung des Papstes Gregor des Großen mit der aus Bayern stammenden Langobardenkönigin Theodolinde auch in Altbaiern Andreas und Michael verschiedentlich an die Stelle Georgs getreten sind oder Neugründungen für diese Heiligen erfolgten. Andreas, der Träger des Colchisvlieses [1/fol.20f] übernahm Georgssitze und zumindest einen Teil ihrer Traditionen nach Haimhrams (Emmerams) Georgsverfolgung und der Gründung der Benediktinerklöster. Der hl. Georg mußte 683 (?) auch von Rom wieder anerkannt werden.

In den in der Marienunion zusammengeschlossenen benediktinischen Frauenklöstern (Damenstiften) blieb die "Anbetungstradition" noch lebendig, wenn auch seit der karolingischen (ottonischen?) Kirchenreform von St. Georg losgelöst. Im 12. Jh. wurden sie den damals gegründeten kirchlichen Herrenorden unterstellt, vor allem den Praemonstratensern. Trotzdem konnte sich die Altmarien-Anbetungstradition noch bis ins späte 13. Jh. halten. Sie wird in der Folge von den "Laudesi-Bruderschaften" weitergetragen, aus denen sich schließlich der Servitenorden entwickelte [8/5]. Nur in den Niederlanden gibt es heute noch Praemonstratenserinnen. In Innsbruck lebte die Tradition unter den Servitinnen (1612-1783) und mit dem Kloster der "Ewigen Anbetung" (1870) wieder auf [31/159,465]. Die Herrenorden des Adels sind nach der Aufrichtung des lateinischen Kaiserreiches in Konstantinopel 1204 in die Kreuzzugsorden (Johanniter und Deutscher Ritterorden) integriert worden [25/Sp.544f, 268f].

#### Orden nach dem Mittelalter

Philipp III. der Gute von Burgund belebte 1430 den Andreasorden als Goldenen-Vlies-Orden neu. Nur wenig später gründete der Habsburger Ernst der Eiserne den sicher mit Georg verbundenen ungarischen Drachenorden. 1467 installierte Kaiser Friedrich III. den Georgsorden wieder als kaiserlichen Ritterorden. Er wurde von Papst Paul II. bestätigt und im Benediktinerstift Millstatt (einem ehemaligen Laurentiusplatz) angesiedelt. Von da an fungierte der hl. Georg - wieder - als Landespatron Tirols, bis

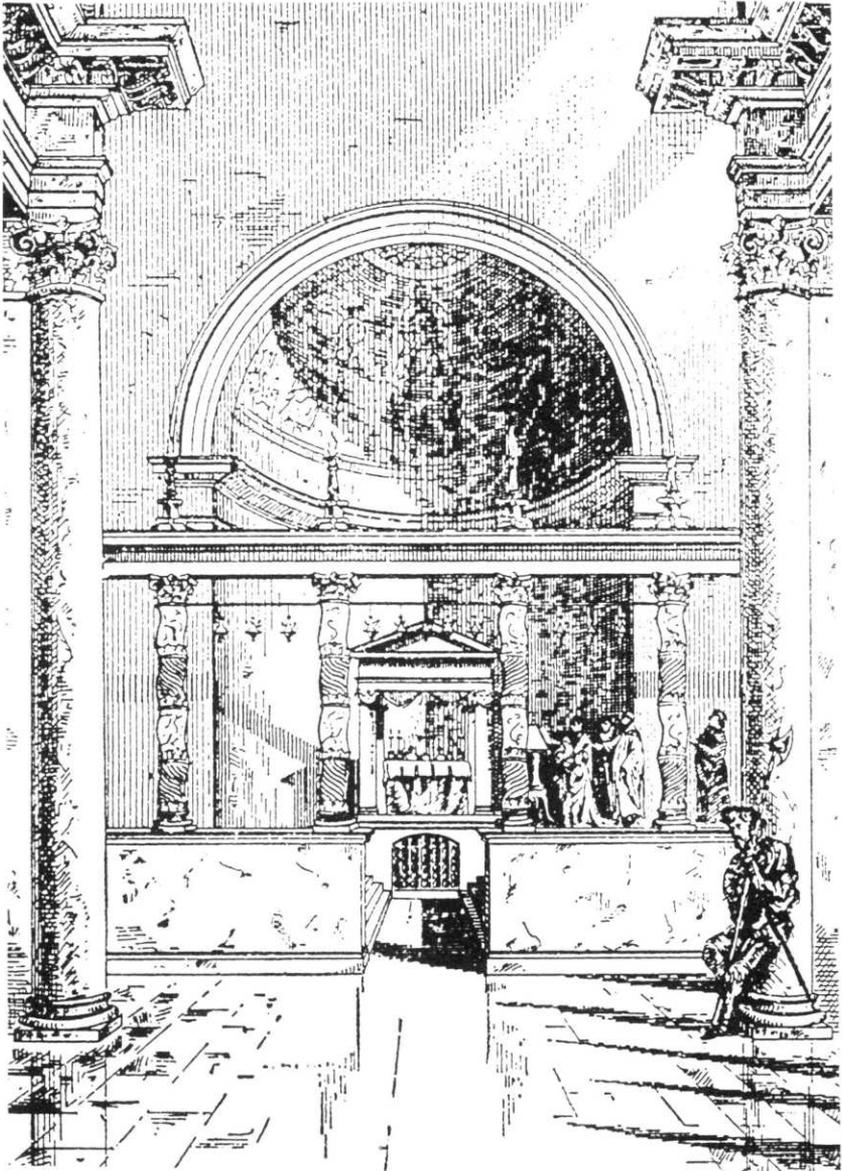
Kaiser Josef II. ihn im 18. Jh. durch den hl. Josef ersetzt. 1479 wurde der Orden nach Wiener Neustadt übertragen. Mit ihm war wahrscheinlich auch das Recht auf einen schon seit 1465 mit dem Bistum St. Pölten verbundenen Weihbischof von Pedena verknüpft [19/124; 2/4]. (Wir können in diesem Rahmen nur soviel sagen, daß er mit höchster Wahrscheinlichkeit die Rechte eines ehemaligen griechischen Bischofssitzes in Innsbruck = Irnsburg vertrat [30/18, Anm.9 {F}]). Schließlich wurde der Georgsorden wegen des Widerstandes der römisch-katholischen Kirche wieder dem Deutschen Ritterorden eingegliedert [19/368f], womit der hl. Georg der Hauptpatron dieses Ordens wurde.

### Perseus, Dionysos und Papsttum

Unter den vielen Gestalten, in denen uns der uralte Gott Perseus begegnet, führt seine Gleichsetzung mit Herakles, "dem Herrn der Taufe", auch zu den Essenern und den Traditionen um den hl. Johannes d.Täufer [35/155]. Das gemeinsame Symbol ist die Spirale, bzw. der vom fünfgliedrigen Weinlaub und dem ebensolchen Efeu umwundene, mit einem Pinienzapfen bekrönte Thyrsosstab [24/443; 26/80ff]. Der Pinienzapfen ist seinerseits ein Symbol für Fruchtbarkeit [26/240] und in seiner stilisierten Form wohl auch ein Symbol des gebändigten Feuers. Im Schatzfund von Weißenburg (Museum Weißenburg) sind gedrehte Fackeln mit Öllämpchen erhalten und eine Schale, die die keltische Pferdegöttin Eupona gemeinsam mit Dionysos zeigt.

In den sechziger Jahren des 3. Jhs. war der Name Dionysos fast allgegenwärtig: Ihn trugen ein römischer Papst, der Bischof von Alexandrien und der Bischof von Paris, der erste Bischof von Augsburg und der Bischof von Mailand (351-355, der wegen seiner arianerfeindlichen Haltung vom Kaiser gebannt wurde [28/214ff]). So dürfen wir annehmen, daß sie dem um 170 wirkenden Korinther Bischof Dionysos [28/215] als Christen des hl. Paulus folgten. Ihr Name zeigt aber auch, daß sie Abkömmlinge einer Sippe der Dionysos-Kultverwaltung waren.

Die Dionysosstäbe (Torzen; vgl. 'Turcilinga S. 482) leben als "Tarzen", nämlich gedrehte Fackeln bei Begräbnisfeiern und schließlich als Totenstangen bis heute fort, wie zum Beispiel die einer Bruderschaft in Mieders im Stubaital. Eine frühes Beispiel für gedrehte Säulen orientalischen Ursprungs ist der Hochaltar von Alt-St. Peter in Rom. Ihn umstanden



Rekonstruktion des Altarraums von Alt-St. Peter, Rom; damals wurden die gewundenen Säulen noch als Teile der Altarschranke verstanden [Alfred Stange (1950): *Das frühchristliche Kirchengebäude als Bild des Himmels*; Köln, S. 47]

acht derartige Säulen, die heute immer noch die vier in den gewaltigen Kuppelfeulern befindlichen Kapellen kennzeichnen [32/189f; ein Hinweis von H. Illig]. Später, im 12./13. Jh. finden sie sich etwa am Altar in der Calixtus-Katakomben in Rom. (Der spätere Papst Calixtus, † 222, war als Diakon des Papstes Zephyrinus Verwalter des Gemeindefriedhofs an der Via Appia [28/184].) Neben glatten Säulen finden sie sich ebenso im Kreuzgang von San Paolo fuori le mura, im Dom von Braunschweig oder in Giulio Romanos Trakt des Gonzaga-Palastes zu Mantua. In der süddeutschen Kunst haben sie ihre erste hervorragende Ausführung als Plastik am Grabmal Maximilian des Deutschmeisters gefunden, für die Hubert Gerhards Modelle schon 1608 vorhanden waren [31/100, Anm. 131 - in Widerspruch zum Text (FG)]. Und Maximilians stiller verbissener Kampf um diese alten Traditionen kann dazu geführt haben, daß sie auch von der päpstlichen Kirche wieder besonders betont wurden. Papst Urban VIII. hat den als bedeutendsten Baumeister seiner Zeit gefeierten Giovanni Lorenzo Bernini beauftragt, über dem traditionellen Petersgrab und dem Papstaltar, unter der Kuppel des Petersdomes wieder ein Ziborium mit solchen (Dionysos-)Säulen aufzurichten (geweiht 1633).

So stellte er nachdrücklich klar, daß einzig und allein Petrus, der Gründer der römischen Kirche, und seine Nachfolger, die Päpste, einen Anspruch darauf haben, durch ein Denkmal in der Hauptachse einer Kirche und in deren geistigem Zentrum geehrt zu werden. Es ging aber nicht nur um reinen Machtkampf zwischen Kaiser und Kirche. Die Konflikte können tiefer gesessen haben und mit der Definition des Begriffes "Staatskirche" zusammenhängen. Gemeinhin wird "Kirche" von der Zeit der Ottonen an als römisch-katholisch, somit als päpstlich hingestellt. Aber die kaiserliche Staatskirche sah sich, selbst nach der Trennung der griechischen und der römischen Kirche (1053) und auch, als sie im 12./13. den Primat des Papstes anerkennen mußte, als Bewahrerin *aller* christlichen Traditionen. Um wirken zu können, benötigte sie den Konsens mit allen Völkern und mit ihren unterschiedlichen christlichen Traditionen, seien es die der Goten mit den verschiedenen Spielarten des Arianismus, die der Griechen, Kleinasien, der Alexandriner oder der Völkern mit keltischen Wurzeln in Ost und West. Mit dem Mittel der Integrierung (ein Beispiel dafür sind die Ovid'schen *Metamorphosen*) versuchte sie, die päpstliche Verkettung aller nicht römisch-katholischen Traditionen so weit als möglich zu umgehen. Das setzte jeweils auch eine Einigung mit dem Papst voraus, wie sie

sich in den Altären über dem Petrusgrab ausdrückt. Wie viel dabei an vorchristlichen oder 'ketzerischen' christlichen Vorstellungen lebendig blieb, ist weniger Sache der 'höchsten Ebene' als vielmehr die der lokalen Vertreter des Staates. Bei Klöstern und Orden ist die Person des Stifters von wesentlicher Bedeutung.

Seit diesem Ziborium traten die gewundenen "Berninisäulen" einen wahren Siegeszug an Altären in römisch-katholischen Kirchen an. Und dies war sicher kein Modetrend! Vielmehr haben nun Kirchen, die mit diesen Altraditionen besonders verbunden waren, diese neu eröffnete Möglichkeit genützt. Dies zeigen zum Beispiel die Dionyssssäulen an den Altären in Maria Plain oder am Dionysosaltar in der ehemaligen Klosterkirche (Georgskirche) von St. Emmeram in Regensburg.

Innsbruck ist jener Platz, an dem es sicher schon im 1. Jtsd. ein Georgsspital gegeben hat. Herzog Friedrich IV., Kaiser Friedrich III. und Kaiser Maximilian I. haben mit ihren Georgskapellen (Neuhof, Hofburg, Plattnerie) die Tradition wach gehalten. Kaiser Maximilian I. hat dies mit seinem geplanten Georgsstift und dem "Anbetungsgrabmal" in der Hofkirche an Stelle der alten Marienzelle wieder versucht. Kaiser Ferdinand I. und Erzherzog Ferdinand II. haben seine Idee nur zum Teil verwirklichen können; Kaiser Rudolf II. hat sie durch thematisch entsprechende Glasfenster unterstrichen [30/243 (F)]. Erzherzog Ferdinand II. hat die Probleme geschickt umgangen, indem er den Hinweis in der Harnischfigurine seines Grabmals versteckte [30/445f (F)]. Erzherzog Maximilian III. hat als kaiserlicher Statthalter mit seinem Grabmal in der St.Jakobs Pfarrkirche als der Nachfolgerin der (wahrscheinlich ältesten) Marienkirche im Inntal = Val di Ena = Veldidena [40/83; 14/15] auf die tiefe Wurzel dieser Tradition an diesem Platz hingewiesen. Vom im 13. Jh. im Wiltener Prämonstratenser-kloster aufgegangenen, ursprünglich wohl zu Innsbruck gehörenden Frauenkloster (Marienstift) wird Anfang des 10. Jhs. gesagt, daß es auch von Hato (Erzbischof von Mainz und Vormund Ludwigs des Kindes) "Muotunio" genannt wird [36/Reg.1]. Es gehörte also zur oben angesprochenen Muttergottesunion (Muot = Muoter = Mutter [47/903], unio = Union).

Die Chance, mit einer weiteren Forschung an ein Ziel zu kommen, sähe ich in einer Teamarbeit. Ein jeder Ort muß durch alle Jahrhunderte überblickt werden können, um zu erkennen, wann und in welcher Form eine alte Tradition weiterlebt oder wieder auflebt und wo sie ihre Wurzeln hat.

Oft erfahren wir von ihr erst viele Jahrhunderte später. Vielversprechend wäre eine Forschung über das Fünfeck-Symbol entlang der Donau, bedenkt man, daß Beč der ungarische Name für Wien ist (könnte das französische Vienne die Verbindung zum Westen bilden?) und der römische Isiskult sich besonders im Donautal verbreitete [Pauly]. Hat dann vielleicht auch Pest oder Beo(grad) damit zu tun, wenn Istra = Donau von der Venusgöttin Istar kommt? Es wird zwar relativ selten der Fall sein, daß ein- und dieselbe Person mit allen Themen befaßt ist; es wird auch wenig Fachexperten geben, die neugierig genug sind, sich in fremde Gebiete zu wagen und die entsprechenden Abkanzelungen auf sich zu nehmen. Es wird auch selten sein, daß sich Historiker ihre Ruhe durch jemand stören lassen, der erkannt hat, wie viel Wahrheit in einem Bonmot steckt, das ich unlängst gehört habe: "Unsere Geschichte ist die Summe jener Lügen, die zu glauben man sich geeinigt hat".

### Literatur

- 1 Archiv, Franziskaner-, Schwaz, Kodex Innsbruck 61, Lib. 2
- 2 Bauerreiß, Romuald OSB (1963): *Kirchengeschichte Bayerns*, 1.Band; St. Ottilien
- 3 - (1963): *Stefanskult und frühe Bischofsstadt, Veröffentlichungen der bayerischen Benediktinerakademie*, Band II; München  
Biedermann, Hans s. 24  
Buchberger, M. s. 25
- 5 Conta, Gioia (1983): "Il Viaggio di Venanzio Fortunato attraverso le Alpi;" in *Archivio per L'Alto Adige*, Annata LXXVII; Florenz
- 6 Diepolder, Gertraud (1962): "Altbayerische Laurentiuspatrozinien"; in *Zeitschrift für bayerische Landeskunde*, Band 27; München
- 7 (F) = Felmayer, Johanna s. 30/31
- 8 - (1990): *Servitenkirche in Innsbruck*; Innsbruck
- 9 Filip, J. (1969): *Enzyklopädisches Handbuch zur Ur- und Frühgeschichte Europas*, Band 2; Stuttgart  
(FG) = Fingernagel-Grüll, Martha s. 31
- 10 Forstner, Dorothea (1986): *Die Welt der christlichen Symbole*; Innsbruck
- 11 Gaudentius, P. OSFr. (1869): *Der Orden der ewigen Anbetung des allerheiligsten Altarsakraments*; Innsbruck
- 12 Gelmi, Josef (1983): *Die Päpste in Lebensbildern*; Graz

- 13 Gelmi, Josef (1984): *Die Brixner Bischöfe in der Geschichte Tirols*; Bozen Gerhardt, Gertrud s. 19  
Graf, Krimhild s. 44
- 14 Haider, Peter W. (1990): "Gab es zur römischen Kaiserzeit eine Innschiffahrt auf Tiroler Boden?"; in *Tiroler Heimat, Jahrbuch für Geschichte und Volkskunde*, 54. Band, Innsbruck, S. 5-24
- 15 - (1984): *Geschichte des Landes Tirol. Von der Antike ins frühe Mittelalter*; Innsbruck, S. 125-264
- 16 Hammer, Heinrich (1942): *Alt-Innsbrucker Studien*; Innsbruck Hoops, J. s. 27  
Heinz-Mohr, Gerd s. 26  
Hörmann, Magdalena s. Weingartner, 43
- 17 Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf Irblich, Eva s. 22
- 18 Jedin, Hubert (1978): *Kleine Konziliengeschichte*; Freiburg 1978 Kataloge:
- 19 *Friedrich III., Kaiserresidenz Wiener Neustadt*; Wien (1966) Gertrud Gerhardt
- 20 *Gold und Silber*; Salzburg (1984)
- 21 *Veldidena*; Innsbruck (1985), Wilhelm Sydow (S), Elisabeth Walde (W)
- 22 *Hispania-Austria*; Schloß Ambras, Innsbruck (1992), Eva Irblich
- 23 Lebe, Reinhard (1980): *Als Markus nach Venedig kam*; Frankfurt Lexika:
- 24 Biedermann, Hans (1989): *Knaurs Lexikon der Symbole*; München
- 25 Buchberger, M. (1932): *Lexikon für Theologie und Kirche*; Freiburg
- 26 Heinz-Mohr, Gerd (1988): *Lexikon der Symbole*; München
- 27 Hoops, J. (1918/19): *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*, Band 4; Straßburg
- 28 Wimmer, Otto/ Melzer, Hartmann (1982): *Lexikon der Namen und Heiligen*; Innsbruck
- 29 Matt, Leonard von/ Barelli, Franco (1989): *Rom, Kunst und Kultur der 'Ewigen' Stadt in mehr als 1000 Bildern*; Köln
- 30 ÖTK Band XLVII = *Österreichische Kunsttopographie* (Hg. Bundesdenkmalamt Wien, 1986): *Die Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck. Die Hofbauten*; Wien (bearb. von Johanna Felmayer u.a.)
- 31 ÖKT Band LII/1 (1995): *Die sakralen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck*; Wien [bearb. von Johanna Felmayer (F), Martha Fingernagel-Grüll (FG) u.a.]
- 32 Peterich, Eckart (1961): *Italien. Ein Führer. Band 2: Rom und Latium, Neapel und Campanien*; München

Pfeifer, Wolfgang s. 47

- 33 Ploetz, Der Große (1980): *Auszug aus der Geschichte*; Freiburg
  - 34 Ranke-Graves, Robert (1986): *Hebräische Mythologie*; Reinbek
  - 35 - (1988): *Die weiße Göttin*; Reinbek
  - 36 Redlich, Oswald (1886): *Acta Tirolensia, Urkundliche Quellen zur Geschichte Tirols. Band 1: Die Traditionen des Hochstiftes Brixen*; Innsbruck
  - 37 Reiser, Rudolf (1985): *Die Agilolfinger*; Pfaffenhofen
  - 38 Reissner, J. (1990): *Georgien*; Freiburg
  - 39 Schreiber, Hermann (1979): *Auf den Spuren der Goten*; Reinbek
  - 40 Sinnacher, Franz A. (1823): *Beiträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen in Tyrol*, Band III; Brixen
  - 41 Ubl, Hannsjörg (1986): "Der Georgiberg bei Enns"; Vortrag in *Archäologische Gesellschaft Innsbruck*
  - 42 Ulansey, David (1989): "The Mithraic Mysteries"; in *Scientific American*, Dezember 1989
  - 43 Weingartner (Hörmann), Magdalena (1962): "Zwei Innsbrucker Goldschmiede des 18. Jahrhunderts"; in *Tiroler Heimatblätter*, Innsbruck
  - 44 Weingartner, Josef (1985): *Die Kunstdenkmäler Südtirols. Band 1: Pustertal von Krimhild Graf*; Bozen
  - 45 Wolfram, Herwig (1983): *Geschichte der Goten*; München
  - 46 Wopfner, Hermann (1925): *Die Reise des Venantius Fortunatus durch die Ostalpen*. (Schlern-Schriften Nr. 9); Innsbruck
- Wörterbuch:
- 47 Pfeifer, Wolfgang (1993): *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Band M-Z*; Berlin
  - 48 Zaiger, Der -; Österreichische Nationalbibliothek; Wien, Codex 7892

Dr. Johanna Felmayer A-6142 Mieders, Holzgasse 9

# Die Nordwestslawen im Frühmittelalter

Manfred Zeller, Erlangen

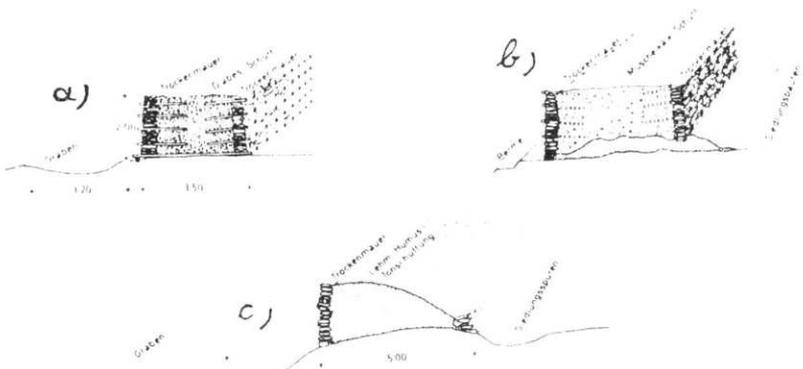
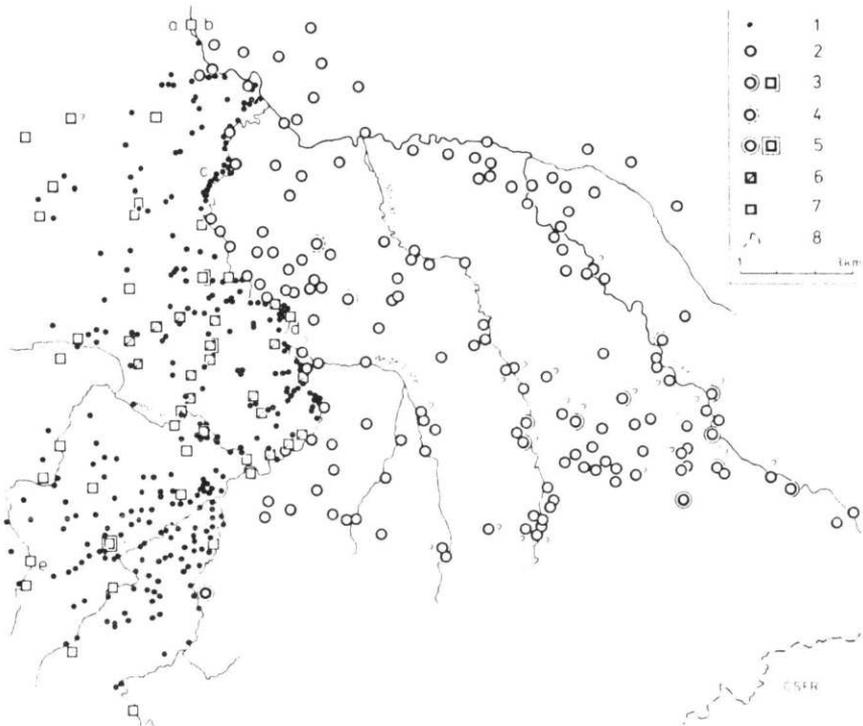
An dieser Stelle ist über die neuesten Forschungen im slawischen Siedlungsgebiet zwischen Elbe/Saale und Oder/Neiße im Frühmittelalter zu berichten. Dieses Gebiet ist für die Revision der frühmittelalterlichen Zeitrechnung besonders interessant, da es außerhalb des Frankenreiches liegt, also frei von karolingischen Bauten ist, die die Dendrochronologie durch vordatierte Hölzer verfälschen könnten.

Schon im 6. Jh., unter den Merowingern, war Thüringen zum Frankenreich gekommen. Die Karolinger zogen zwar das ganze 9. Jh. - von der Saale aus - gegen die Slawen, insbesondere die Sorben, aber die Gebiete östlich von Elbe und Saale blieben bis ins 10. Jh. unabhängig. Bis dahin lag die Ostgrenze des fränkischen Gebietes immer noch dort, wo sie unter den Merowingern um 600 gelegen hatte. Erst dann stießen die Ottonen erfolgreich gegen Osten vor und gründeten die ersten Marken (Zeitz, Merseburg, Meißen). Insofern haben wir hier eine Prüfmöglichkeit, inwieweit den Chroniken für das frühe Mittelalter zu glauben ist.

## 1. Der Übergang von den Germanen zu den Slawen

Wir erinnern daran, daß in der Völkerwanderungszeit in Ostdeutschland eine germanische Bevölkerung von einer slawischen abgelöst worden ist. Zu klären war und ist, wann die Germanen abzogen, wann die Slawen einwanderten und wie weit dabei Siedlungskontinuität gewahrt blieb. Die ältere Forschung hatte angenommen, daß die Germanen z.B. das östliche Brandenburg schon im Laufe des 4. Jhs. verlassen hätten, die Slawen aber frühestens im 7. Jh. eingetroffen wären. Diese peinliche Lücke mußte geschlossen werden. Und so geschah es dann auch seit den 60er Jahren, zumindest für einige Siedlungsplätze. Die Germanen blieben länger, die Slawen kamen früher; das Forschungsziel schien erreicht. Neue, Anfang der 90er Jahre bekanntgewordene Daten machten diese Forschungen hinfällig; die Lücke war wieder da.

Noch 1982 konnte Bruno *Krüger*, der Leiter der Ausgrabungen in *Waltersdorf*, Kr. Königs Wusterhausen, ein vorläufiges Resümee zu den Germanenforschungen ziehen:



Verbreitung slawischer (2) und fränkisch/deutscher Burgen (7) des 7./8.-10. Jh. im Mittelbe-Saale-Gebiet und die fränkischen Grenzorte Magdeburg (a,b), Erfurt (e). Unten: Trockenmauer-Schalbau an Burgen von Nossen (a), Jena-Lo-beda (b), Zehren-Spitzhäuser (c) [Brachmann 1978, 178, 188 (n. J. Herrmann 1967)]

"Die bisher vorliegenden Forschungsergebnisse über Siedlungen der [römischen; M.Z.] Kaiserzeit machen immer wieder deutlich, daß an vielen Wohnplätzen mit einer Siedlungskontinuität bis in die frühe Völkerwanderungszeit, also bis in das 5. Jh. hinein, gerechnet werden kann. Gewissermaßen beginnt sich damit eine Lücke langsam zu füllen, die bisher für das 5. und 6. Jh. vorhanden war; das trifft zumindest für das 5. Jh. zu. Trotzdem bleibt aber jeder nachgewiesene und untersuchte Fundplatz auch aus dieser Zeit nach wie vor eine Besonderheit und verdient deshalb auch entsprechende Beachtung" [Krüger 243f].

In den bäuerlichen Siedlungen findet sich meist nur eine grobe Keramik, die nicht exakt datierbar ist. So muß eine datierbare Fibel aus der Mitte des 5. Jhs., die auf dem Steinboden eines Hauses in Waltersdorf entdeckt worden ist, als Glücksfund angesehen werden [ebd 444]. Als weitere Plätze, die bis in das 5. Jh. besiedelt worden sind, nennt Krüger die Siedlungen von Kablow und Klein Köris, beide Kr. Königs Wusterhausen, von Tornow, Kr. Calau, und Gröben, Kr. Zossen [ebd 245; alle Kreise nach dem Stand vor der Gebietsreform der 90er Jahre]. Inzwischen sind weitere Plätze hinzugekommen.

Für die Ausgräber der 60er Jahre und für etliche Forscher bis in die 90er Jahre schien vieles auf Kontinuität hinzuweisen. Sie sahen die Germanen erst in jenem 6. Jh. abziehen, in dem bereits Slawen eindrangten. 1966 und 1973 datierte Joachim *Herrmann* Lütjenberg I, die älteste slawische Siedlung in Tornow (Keramik vom Sukow-Szeligi-Typ), ins 6. Jh. Anlaß für diese Frühdatierung waren u.a. sprachwissenschaftliche Untersuchungen, z.B. von G. *Schlimpert*, die belegen, daß es zu germanisch-slawischen Kontakten gekommen sein muß (z.B. Beibehaltung germanischer Flußnamen). Die Annahme einer so frühen slawischen Besiedlung stützte sich auch auf archäobotanische Untersuchungen, die im wesentlichen von *Elsbeth Lange* [1980] durchgeführt wurden.

"Überblickt man die bisherigen Ergebnisse pollenanalytischer Untersuchungen, so ergeben sich bei Verdichtung der Untersuchungspunkte in wachsendem Umfang Argumente, die für eine kontinuierliche Siedlungstätigkeit zwischen dem 5. und 7. Jh. sprechen. Abgesehen von wenigen Einzelbefunden läßt sich auf diesem Wege nicht erkennen, daß die slawische Einwanderung in weitgehend unbesiedelte Räume erfolgte und somit den Charakter einer Neubesiedlung mit Rodung und Erschließung erlangt hätte. Auf den ersten Blick führten die intensiven

Forschungen zur germanischen Siedlungstätigkeit in den Gebieten zwischen Oder und Elbe zu anderen Ergebnissen. Vergleichende Kartierungen älter- und jünger-kaiserzeitlicher sowie völkerwanderungszeitlicher Siedlungen und Gräberfelder lassen erkennen, daß spätestens seit dem 4. Jh. die Zahl der nachgewiesenen Siedlungen stark rückläufig war, d. h. auch diese Siedlungsgebiete an der nach Westen gerichteten Siedlungsbewegung teilhatten. Ungeachtet mancher kontinuierlich bis in das ausgehende 5. Jh. genutzter Siedlungen und Gräberfelder entstand aus dieser beträchtlichen Verringerung der Siedlungsdichte der Eindruck eines weitgehenden und gebietsweise totalen Bevölkerungsverlustes. Im einzelnen ist diese Tendenz freilich weitaus schwieriger zu bewerten, da sie eng an die exakte Datierung archäologischer Funde gebunden ist. [...] Berücksichtigt man jedoch die [...] Schwierigkeiten, zu einer verlässlichen Enddatierung spätkaiserzeitlicher, allein durch Keramik bestimmter Siedlungen zu gelangen, muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß im Gebiet zwischen Oder und Elbe eine größere Zahl von Siedlungen bis in das 5. bzw. das frühe 6. Jh. fortbestanden hat und insofern der im 4. Jh. einsetzende Bevölkerungsrückgang bisher nach Art und Umfang eher überschätzt worden ist" [Donat/Lange 1983, 231f].

Bei den Ausgrabungen der 70er Jahre in *Waltersdorf* war neben der germanischen Siedlung eine mittelslawische Siedlung (8./9. bis 10. Jh.) entdeckt worden. Die gefundene Keramik ist dem Menkendorfer und Tornower Typ vergleichbar [Leube 1982]. Die Ergebnisse der Pollenanalyse ließen jedoch erkennen, daß

"der Annahme eines Kontaktes zwischen Germanen und Slawen mehr Wahrscheinlichkeit zukommt als der einer Diskontinuität. Falls eine solche aufgetreten ist, dann kann sie nur von geringer Dauer gewesen sein" [Lange 1980, 244].

Um 1980 fand man dann in 100 m Entfernung einige frühslawische Scherben in einer Bodenverfärbung, ein eher enttäuschendes Ergebnis. Außerdem wurde - 600 m von der germanischen Siedlung entfernt - eine weitere slawische Siedlung mit Keramik vom frühslawischen Sukow-Szeligi-Typ entdeckt [Fischer, Hoffmann], womit Lange bestätigt zu sein schien.

Der Ausgräber Achim *Leube* hat sich 1992 noch einmal zur Siedlungskontinuität von Waltersdorf geäußert. Kurze Zeit vorher waren die neuesten Dendrodaten bekannt geworden, die eine allgemeine Späterdatierung früh- und mittelslawischer Siedlungen bewirkten. So nahm er auch zu *Langes* Untersuchung Stellung:

"Die Bedeutung dieser ohnehin relativen Aussage zur Siedlungskontinuität zwischen Germanen und Slawen wird durch neuere Untersuchungen und Dendrodaten weiter eingengt."

"Deutlich zeichnet sich gegenwärtig aber eine Siedlungskammerkontinuität ab. So waren bis 1983 im östlichen Brandenburg etwa 40 Fundstellen bekannt, die spätkaiserzeitliches und frühslawisches Kulturgut in relativ enger Nachbarschaft ergaben. Zehn dieser Plätze - und dazu gehört Waltersdorf - besaßen völkerwanderungszeitliches und frühslawisches Keramikmaterial gemeinsam" [Leube 1992, 128].

Diese beiden Aussagen scheinen sich zu widersprechen. Gemeint ist aber, daß spätgermanische und frühslawische Siedlungsplätze nicht am gleichen Ort, sondern in einer gewissen Entfernung zueinander liegen. Dies würde nach unserer Zeitkürzungs-Hypothese nicht ausschließen, daß sie sich zeitlich überlappen.

Einer dieser Ausgrabungsplätze in der Siedlungskammer des unteren Spreegebietes wurde im Neubaugebiet von *Berlin-Marzahn* entdeckt. Hier wurden drei Brunnen gefunden, zwei rein slawische und ein germanisch-slawischer. Bei letzterem war

"die bemerkenswerte Tatsache zu verzeichnen, daß der frühslawische Brunnen 2 direkt auf die germanische Brunnenanlage gebaut wurde. Die Erbauer der slawischen Anlage beließen von der germanischen nur die drei unteren Brunnenlagen" [H. Seyer 1980, 226].

Nach der gefundenen Keramik konnten die Brunnen in die slawische Frühzeit, also in das 6./7. Jh. datiert werden. Germanische Keramikscherben, die in den Schacht geraten waren, gehören überwiegend in das 4. und 5. Jh., finden sich aber gelegentlich auch noch im 6. Jh. [ebd 233-237].

Die Ende der 80er Jahre überprüften Dendrodaten brachten eine Überraschung; das Datum lag viel später als erwartet (vgl. den Anhang zur Dendrochronologie ab S. 518)!

"Eine erneute Berechnung der Probe aus dem Brunnen der frühslawischen Siedlung erbrachte eine Datierung um 739. Die Differenz zu dem

älteren (germanischen ?) Brunnen ergibt auch nach neueren Berechnungen einen statistischen Wert von 15 Jahren, der jedoch nicht zureichend durch Umgebungswerte abgesichert ist. Er ist demzufolge unsicher. Die ursprünglich an diesen Befund geknüpften Argumente über mögliche Siedlungskontinuität erscheinen z. Z. zumindest fraglich" [Herrmann/Heußner 1991, 276f].

Wegen dieser Überraschung stellten die Autoren ratlos die Frage, ob der ältere Brunnen gar nicht zu der germanischen Siedlung gehört habe. *Henning* hat darauf hingewiesen, daß die Datierung des germanischen Brunnenholzes unsicher sei, da die Jahrringzahl für eine sichere Messung nicht ausreiche. Er nennt dann <sup>14</sup>C-Daten der zwei Hölzer: kalibriert AD 240-400 und AD 660-780, deckt also - je nach Lagerungszeit des Bauholzes - eine Lücke von bis zu 260 Jahren auf. Auch weitere <sup>14</sup>C-Daten aus der Siedlungskammer Marzahn und Hellersdorf sprächen kaum für eine nennenswerte germanische Besiedlung bis ins 5. Jh., während die slawische Frühzeit des 6./7. Jhs. für fundleer erklärt wurde:

"Eine ähnlich späte Datierung archäologischer Zeugnisse zur slawischen Einwanderungszeit vor allem in das 8. Jh. deutet sich gegenwärtig auch für den Norden im Verbreitungsgebiet frühslawischer Gruppen mit Keramik vom Sukower Typ sowie für vergleichbare kulturelle Erscheinungen in der Lausitz an" [Henning 1991, 124f].

Zwischen der Endphase germanischer Siedlung und dem Beginn slawischer Siedlung ist eine riesige Zeitlücke aufgerissen worden. Dies stimmt aber nicht mit dem archäologischen Befund beim Übergang von den Germanen zu den Slawen überein. Das Problem trat bei jeder Dendrodatierung von neuem auf. So hat man bei der Mustergrabung von *Tornow* in der Siedlung Lütjenberg zwei datierbare Brunnenhölzer ausgegraben. Im älteren Brunnen der Siedlung I (Keramik vom Sukow-Szeligi-Typ) fand man ein Holz ohne Kern-Splint-Grenze (= KSG), aber mit immerhin 170 Jahrringen (=JR). Die Neuberechnung von *Heußner* ergab das Jahr 414 für den jüngsten Ring. Das Holz müßte demnach aus dem 5. oder 6. Jh. stammen. *Herrmann* sieht den Brunnen sogar eher an der Wende vom 6. zum 7. Jh. In einem Brunnen der Siedlung II (Keramik vom Tornower Typ) fand man ein Holz ohne KSG mit nur 53 JR, der jüngste von 419. Wegen der geringen Ringzahl kann man mit einem Zuschlag von wenigstens 200 Jahren rechnen [Herrmann/Heußner 278]. Der Brunnen dürfte demnach aus dem 7. Jh. stammen.

Ein Vergleich von Marzahn und Tornow zeigt die Widersprüchlichkeit der neuen Datierungen. Bei der Probe von 414 aus Tornow müssen ca. 180 Jahre hinzugerechnet werden, um ein Datum um 600 zu erhalten, insgesamt ergäbe das ca. 350 JR, was Rekord wäre. Der zweite, jüngere Brunnen enthielt bereits Tornower Keramik und wird ins 7. Jh. datiert. In Marzahn beginnt die slawische Besiedlung - archäologisch datiert - ebenfalls im 6./7. Jh., aber die Dendrodaten sprechen eine ganz andere Sprache. Der Brunnen wurde erst Mitte des 8. Jh. errichtet. Eine Siedlungskontinuität konnte nicht bestätigt werden. *Herrmann* muß denn auch seine Ratlosigkeit eingestehen:

"Zu Diskussionen dieser Fragen hat die dendrochronologische Analyse bedauerlicherweise sehr wenig beizutragen. Nachdem der Befund von Berlin-Marzahn sich als fragwürdig erwiesen hat und die ursprünglich für Tornow von M. *Jährig* ermittelten Überlappungen germanischer und slawischer Brunnen-Chronologie offenbar rechentechnisch nicht sicher zu bestätigen sind, gibt es keine verlässlichen Befunde aus dem 6./7. Jh., die uns in dieser Frage weiterführen können. Die Dendrodaten der Tornower Brunnen führen zwar über römische Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit, sie sind insofern jedoch ohne besondere Bedeutung, da sie nicht auf Hölzern mit KSG oder WK beruhen. Mit Hilfe von Dendrodaten sind erste archäologisch-kulturelle Gruppen seit der 2. Hälfte des 7. Jh. bzw. seit dem 8. Jh. zu erfassen (Sukow, Tornow). Aber daraus die Schlußfolgerung zu ziehen, daß es zuvor keine slawische Besiedlung gegeben hätte, ist methodisch völlig ungerechtfertigt" [ebd 285 mit Verweis auf Henning 1981 in der Fußnote].

Bei der Diskussion der neuen Dendrodaten teilt *Herrmann* mit, daß das Problem sächsisch-slawischer Berührung im 6. und 7. Jh. auch die holsteinische Forschung seit langer Zeit beschäftigt. "Eine vollständige Lösung steht auch hier aus" [ebd 285].

Der Weg zu einer Lösung wird aber erkennbar, wenn wir *Herrmann* noch weiter folgen. Für ihn

"lassen die Schriftquellen keinen Zweifel, daß seit der 1. Hälfte des 6. Jh. Berührungen bzw. Beziehungen zwischen slawischen Stämmen nördlich der Karpaten und germanischen Stämmen (Gepiden, Langobarden, Herulern) bestanden, daß um 630 im Elbe-Saale-Gebiet Sorben unter ihrem Dux Dervanus ansässig waren, die «von alters her» zum fränkischen Reich gehört hatten, wie *Fredegar* schrieb. Seit dieser Zeit,

d. h., seit dem Zusammenbruch der Awarenexpansion vor Konstantinopel, und dem Aufstand, der schließlich unter Führung Samos erfolgreich fortgeführt wurde, also seit den 20er Jahren des 7. Jh., stellten die Slawen vor der Ostgrenze des Merowingerreiches vom Mittelbegebiet bis zu den Alpen für die Franken ein politisch-militärisches Problem dar" [Herrmann/Heußner 1991, 284].

Wir fassen zusammen: Man sieht hier überdeutlich, wie sehr die slawischen Frühdatierungen durch die alten Chroniken beeinflusst wurden. Nach heutigem Forschungsstand wurden die germanischen Siedlungen im Spreegebiet im Verlauf des 5. Jh. aufgegeben, z.B. Waltersdorf und Tornow. Der Beginn slawischer Besiedlung wird frühestens zwischen 650 und 750 angenommen, z.B. von B.F. *Wietrzikowski* und H.-U. *Voß*. Auch Anfang der 90er Jahre publizierte Dendrodaten geben für die slawische Siedlungs- und Burgengeschichte - mit der einen Ausnahme Tornow - keine Daten vor 700 [ebd 285f u. Abb. 4].

Gemäß unserer Phantomzeit-Hypothese ergibt sich eine simple Lösung. Bei Fiktivsetzung von ca. 300 Jahren sind die Brunnen von Tornow und Marzahn ungefähr gleichzeitig. Die germanische Besiedlung geht im östlichen Brandenburg im 5. Jh. zu Ende, und die Slawen rücken gleich nach. Eine gewisse Überlappung ist nicht auszuschließen. Die slawische Besiedlung geht dann nahtlos vom 6. ins 10. Jh. über.

## 2. Burgwälle östlich von Elbe und Saale

Wir haben oben gesehen, wie sich die Forschung in der DDR bemüht hat, die Ankunft der Slawen westlich von Oder und Neiße möglichst früh anzusetzen. Denn diese frühe Ansiedlung ermöglichte die Früherdatierung der Burgwälle in diesem Gebiet und schuf Bezüge zur Karolingerzeit, vor allem die Erschließung eines zeitgenössischen slawischen Adels.

Hier lohnt ein Blick in die Forschungsgeschichte [nach Henning/Heußner]. Seit dem 19. Jh. wurde versucht, durch zielgerichtete Ausgrabungen auf den Rundwällen der Niederlausitz Aufschlüsse über die historischen Zusammenhänge zu gewinnen, die zur Entstehung von Anlagen dieser Art geführt haben. Die Studien von R. *Virchow* und später A. *Götze* ergaben, daß die Erdwerke zu einem nicht geringen Teil in die Zeit slawischer Besiedlung im Frühmittelalter gehören. Bereits bei den Ausgrabungen des

Burgwalles von Riewend im Havelland hatte *Götze* Vorstellungen über eine chronologische Aufgliederung der slawischen Keramik entwickelt. Die früh eingeleiteten Bemühungen zu einer systematischen Erfassung oberirdisch sichtbarer Wallanlagen schufen weitere Voraussetzungen für die wissenschaftliche Bewertung der Objekte.

Aus dem Verbreitungsbild der Niederlausitzer Wälle schloß O.F. *Gandert* zunächst auf eine mögliche Funktion einiger Objekte bei der Sicherung der Grenzlinie zwischen den Siedlungsgebieten der Lusizer und Milzener. Burgengrabungen in Niederschlesien hatten zuvor Hinweise auf eine relativ späte Datierung (10./11. Jh.) der Burgwälle mit mittelslawischer Keramik ergeben. Eine systematische Bearbeitung der slawischen Keramik unter Beachtung datierbarer Fundkomplexe (besonders Münzgefäße) durch H.A. *Knorr* konnte diesen Ansatz untermauern. Seine Untersuchung erbrachte Belege dafür, daß die durch mittelslawisches Material geprägten Burgwälle frühestens in die zweite Hälfte des 9. Jh., eher noch in die Spanne des 10. und zum Teil sogar bis zum beginnenden 11. Jh. zu datieren seien. Durch die Ausgrabungen von W. *Unverzagt* in der Burg von Zantoch (heute Santok, Polen) war man zu fast gleichen Zeitansätzen gelangt. Folglich mußte zwischen dem flächenhaften Burgenbau östlich der Elbe und den politischen Ereignissen im ausgehenden 9. und im 10. Jh. ein besonders enger Zusammenhang vermutet werden.

Mit dem Wirken von O. *Petersen*, ab 1934 Museumsdirektor in Breslau, verbindet sich der Versuch, ausgehend von Ansätzen seiner Germanenforschungen, den niederschlesischen Burgwällen eine ungewöhnlich frühe Zeitstellung (7./8. Jh.) zuzuschreiben. Der auf historischen Überlegungen, z.B. von G. *Kosinna*, basierende Ansatz war darauf gerichtet, den slawischen Burgenbau Schlesiens auf germanische Kontakte zurückzuführen. Die mit den Burgen verbundenen Kulturerscheinungen sollten durch Nachwirkungen älterer germanischer Besiedlung, eine Einflußnahme durch den Franken Samo und andere "germanische Kraftfelder" geprägt worden sein. Die Frühgeschichtsforschung stand dieser Auffassung eher zurückhaltend gegenüber.

Erst ab 1960 wurde unter Bezugnahme auf *Petersens* Arbeiten sowie nunmehr anderer historischer Überlegungen, insbesondere zu einer slawischen Landnahme östlich der Elbe bereits im 6. Jh., der Gedanke einer "Frühdatierung" des oben bezeichneten Burgentyps erneut belebt. Die

Erforschung der Burg von Tornow hat dabei eine besondere Rolle gespielt. Gegen diese Bemühungen ist von G. *Mildenberger* unter Verweis auf den erreichten Stand der Materialdeutung deutlich Einspruch erhoben worden, und auch in der polnischen Forschung sind bisweilen Zweifel an einer "frühslawischen" Datierung von Burgen mit Keramik vom Tornower Typus geäußert worden. Wie sich heute angesichts der dendrochronologisch gestützten Datierungsergebnisse zeigt (s. Punkt 1), war diese Skepsis berechtigt.

### 3. Die Karolinger und der Limes Sorabicus

Hier soll ein Blick auf die karolingisch-slawischen Beziehungen geworfen werden. Von 30 Kriegen gegen die Elbslawen sollen allein 14 gegen die Sorben geführt worden sein. Nach dem *Diedenhofener Kapitular* waren Erfurt und Magdeburg schon im Jahre 805 die Orte, wo der Grenzhandel mit den Slawen kontrolliert wurde. Magdeburg lag direkt an der Reichsgrenze; Erfurt lag dagegen dieser gegenüber erheblich zurückversetzt (Einhard nennt ausdrücklich die Saale als Grenze zwischen Thüringen und dem Sorbenland [c. 15]). Die Ortsnamenforschung, slawische Siedlungsfunde und die in den Quellen genannte Ansiedlung von Slawen bezeugen jedoch, daß auch Erfurt im Bereich der Westgrenze des slawischen Siedlungsgebietes lag. In Magdeburg konnte in den 60er Jahren bei Grabungen auf dem heutigen Domplatz ein doppeltes Spitzgrabensystem nachgewiesen werden, aber dessen Datierung blieb umstritten. Schon 806 soll ein weiterer Schutzbau gegenüber Magdeburg erbaut worden sein. Unsicher bleibt auch die Topographie Erfurts. Eine Befestigung konnte nicht eindeutig nachgewiesen werden. Außer der für das 8. Jh. überlieferten, aber nicht eindeutig lokalisierten älteren *urbs paganorum* und eines kürzlich angeschnittenen Grabens östlich der Gera fehlen bisher alle Hinweise auf eine Befestigung des Ortes.

Die Saale blieb für das ganze 9. Jh. Ausgangspunkt für die Einfälle ins Sorbengebiet - wenn man den verschiedenen Chroniken glauben will. Rückhalt des fränkischen Heeres waren Wehrbauten im Thüringer Gebiet. Eine Liste aus dem Kloster Hersfeld vom Ende des 9. Jh. nennt solche Bauten für den Hassegau, das Gebiet zwischen Harz, Unstrut, Salza und Saale, am bedeutendsten war Merseburg. Im 10. Jh. waren diese Wehrbauten noch weitgehend in Nutzung. In den Quellen werden auch einige

Markgrafen in Thüringen erwähnt, die mit der Grenzsicherung betraut waren. Sie tragen Titel wie *comes et dux Sorabici limitis* oder *marchio Thuringorum*. Das antike Wort *limes* bezeichnet eigentlich eine lineare Grenze, soll aber in karolingischer Zeit einen Grenzbezirk, eine Mark, gemeint haben. Die Forschung hat sich seit dem vorigen Jahrhundert mit diesem Problem beschäftigt. Man nahm an, das diese "Sorbische Mark" auch ostsaaliches Territorium umfaßt hatte. In manchen Geschichtsatlanten wird daher das Gebiet zwischen Elbe und Saale schraffiert als halbabhängiges Territorium eingezeichnet. H. Brachmann vertritt die Ansicht, daß eine feste Eingliederung von ostsaaalischen Gebieten ins Reich durch die Schriftquellen nicht ausreichend gestützt werden kann [Brachmann 1991, 183]. Um dies zu belegen, hat er ihnen den archäologischen Befund gegenübergestellt. Dieser

"wird bis in das 10. Jh. hinein durch eine Sachkultur geprägt, die für das gesamte sorbische Siedlungsgebiet östlich der Saale einheitlich und charakteristisch ist. Besonderheiten, wie sie sich im Kontakt zum fränkisch-thüringischen Bereich etwa im Hausbau oder in der Keramik als Ausdruck einer ethnischen Konvergenz ausgebildet haben, sind bisher östlich der Saale nicht aufgetreten" [ebd 186].

Die 806 auf einem Feldzug östlich der Elbe bzw. Saale gegründeten Kastelle *contra Magadabourg* und Halle [Chronicon Moissiacense] konnten bisher, trotz aller Bemühungen, im Gelände nicht identifiziert werden. Die Hauptschwierigkeit wird darin gesehen, daß zum Bau Slawen herangezogen wurden [ebd], die eben im slawischen Stil gebaut hätten. Daher seien diese zwei Kastelle nicht ohne weiteres als karolingisch zu erkennen. Die Zuhilfenahme slawischer Baukräfte wiederholte sich wenige Generationen später, z.B. beim Bau der Burg Meißen i.J. 929 [Thietmar, Chron. I/16].

Andererseits folgte der fränkische Wehrmauerbau ganz offensichtlich Traditionen, die in der antiken Festungsbaukunst wurzeln und im Frühmittelalter vor allem in der Schalenmauer-Bauweise bzw. der ihr angelehnten Form mit Blendmauer und Erdhinterschüttung fortlebten [Brachmann 1988]. Als Stein- und Plaggenwand oder auch in Holzkonstruktion wurde diese Bauweise im späten 8. und frühen 9. Jh. im Zuge der fränkisch-sächsischen sowie der fränkisch-sächsisch-slawischen Kriege auch an der nordöstlichen Reichsgrenze bekannt. Beispiele sind die Ringwälle von Hollenstedt 804 und die Burg auf dem Höhbeck an der Elbe 810/11 [Ann. regni Franc.].

Dendrochronologisch konnte das Datum allerdings nicht bestätigt werden. An 90 Eichenholzproben aus Hollenstedt wurden Messungen vorgenommen, die zu keinem Ergebnis führten. Dies wird auf abnorme Standortbedingungen zurückgeführt, die die JR-Kurven verzerrt hätten [Herrmann/Heußner 257]. Beispiele für ergrabene fränkisch beeinflusste slawische Burgen mit Schalenmauer östlich der Saale sind Jena-Lobeda sowie Nossen und Zehren, beide Kr. Meißen. Die Deutung dieser Burgen ist nicht unumstritten. Während G. Neumann 1959 und S. Dusek 1983 die Anlage von Jena-Lobeda für mittelslawisch halten, denkt Brachmann 1978 eher an eine fränkische Befestigung. Charakteristisch für die Sorben des 9./10. Jh. sind eher ungemörtelte steinerne Blindmauern mit hinterschüttetem Wallkörper.

"Da eine genauere Datierung im Einzelfall auf die bekannten Schwierigkeiten der zeitlichen Einordnung des frühmittelalterlichen Sachgutes trifft, ist natürlich eine Auswertung der Befunde in dem hier angestrebten Zusammenhang nur sehr eingeschränkt möglich. Das gilt bereits für die Befestigungen des westsaalischen Bereiches" [Brachmann 1991, 189].

Brachmann nennt zwei Beispiele, Bösenberg bei Eisleben und Schraplau, Kr. Querfurt. Bösenberg, das erst in den 60er Jahren ausgegraben wurde, war eine zweiteilige Wehranlage des 8.-10. Jh. Während die ersten Wehrmauern als Erdwälle aufgeschüttet worden waren, wurde in den Wall der Hauptburg Anfang des 10. Jh. eine Löß-Steinmauer eingesetzt. Die Datierung stützt sich auf Scherben mittelslawischen Typs, die durchaus auch bereits ins 9. Jh. datiert werden könnten. Ähnliche Schwierigkeiten gibt es bei der Datierung der Befestigung in Schraplau, das im Hersfelder Zehntverzeichnis für die Karolingerzeit bezeugt ist. Da hier beide nachweisbaren Wallphasen eine Trockenmauerblende besaßen, dürfte schon der älteste Wall in die Zeit des überlieferten fränkischen Burgbezirkssystems zurückreichen [ebd 189]. Er wird also nicht nach archäologischem Sachverstand datiert, sondern durch den Blick in alte Dokumente, seien sie auch noch so widersprüchlich.

Östlich der Saale sind Landsberg (Saalkreis) und Cösitz (Kr. Köthen) zu nennen. In Landsberg ergaben Grabungen in den 30er Jahren eine Steintrockenmauer am inneren Wall und mittelslawische Keramik des 9./10. Jh. Im 10. Jh. war Landsberg Vorort eines ottonischen Burgwirts. In Cösitz erschlossen Brachmanns Grabungen für den Hauptwall drei Phasen, von

denen die erste bereits im 8. Jh. aufgeschüttet worden sein dürfte, während die 3. Phase des 10. Jhs. das Ende des Burgwalles markieren könnte. Eine Steinfront fehlt, doch wird eine solche mit gesetzten Lehmblöcken imitiert.

"Eine ähnliche Schichtung von Lehmbrocken an der Innenfront der ersten Wallphase könnte die Verwendung dieser Wehrmauertechnik bereits für das 8. Jh. andeuten. Eine solche frühe Datierung bleibt bisher aber vereinzelt" [ebd 190].

Es ergibt sich demnach, daß Trockenmauern schon recht früh im slawischen Gebiet erscheinen, aber auch noch im 10. Jh. im frühdeutschen Zusammenhang errichtet wurden. Wie die Datierungen der jeweiligen Mode entsprechen, zeigt die 1938/39 ausgegrabene Burg Kretzschau-Groischen (Kr. Zeitz), eine Anlage im deutlich fränkischen Stil. Der Ausgräber P. *Grimm* sah in ihr eine "deutsche Reichsburg" des 10./11. Jh. Die neuen Möglichkeiten in der Datierung der slawischen Keramik erlaubten in den Folgejahren eine Herabdatierung ins 9. Jh. und eine Deutung als slawische Herrenburg mit Ansiedlung von Gefolgsleuten und einer abgabepflichtigen bäuerlichen Bevölkerung in der Umgebung.

Zusammengefaßt läßt sich sagen, daß östlich der Saale nichts Karolingisches entdeckt wurde, allenfalls haben die Karolinger den slawischen Wehrbau beeinflusst. Militärisch hatten die karolingischen Bemühungen keine Erfolge gezeitigt; denn im 10. Jh. begannen die sächsischen Könige wieder dort, wo die Karolinger schon im frühen 9. Jh. standen, genaunommen, wo schon die Merowinger gestanden hatten, nachdem Thüringen im 6. Jh. erobert worden war. Wir haben gesehen, wie sehr die Frühdatierungen seit den 60er Jahren durch den Abgleich mit karolingischen Chroniken und Urkunden beeinflusst worden sind. All dies wird durch die neuen Dendrodaten in Frage gestellt. Die schon früher gesehenen Spätdatierungen solcher Anlagen im ostbrandenburgischen Raum und im angrenzenden Polen ins 10. Jh sind wieder diskussionswürdig. Ganz besonders gilt dies für Wallburgen mit Trockenmauern. Man wird sie nun wieder in den Zusammenhang der ottonischen Ostpolitik stellen müssen.

#### 4. Die erneute Spätdatierung slawischer Burgwälle

Im Jahre 1990 erschien ein Buch von G.E. *Schrage*, das auf ihrer Dissertation beruht und den damaligen Forschungsstand am speziellen Beispiel der

Niederlausitz zusammenfaßt. Ich folge hier einer Besprechung in der *ZfA*, Jg. 26, von Joachim *Henning*. Die Autorin bietet eine Zusammenstellung von Literatur, Forschungsgeschichte und bisherigen Interpretationsvorstellungen. Diese Feststellung gilt gerade auch angesichts der Tatsache, daß in letzter Zeit neue archäologische Forschungsergebnisse gewonnen worden sind, die in manchen Fragen zu neuen Schlußfolgerungen zwingen. Da dieser Neuansatz der letzten Jahre sicher auch für manchen Archäologen unerwartet kam und sich erst allmählich in den Publikationen widerspiegelt, kann es nicht verwundern, daß Reaktionen auf Schrages Arbeit bei Henning noch nicht nachlesbar sind. Die Zusammenschau des zusammengestellten Quellenmaterials führt aber bereits zu wichtigen Elementen des neuen Bildes - hier speziell der frühen Geschichte in der Niederlausitz -, auch wenn die Autorin das nur sehr vorsichtig andeutet [Henning 1992, 304].

*Schrage* weist darauf hin, daß die von *Herrmann* [1966] für die Keramik vom sogenannten Tornower Typ entwickelte Frühdatierung seit dem 7. Jh. keine ungeteilte Zustimmung in der polnischen Forschung gefunden hat. Die Auswertung des Materials der mehrschichtigen Burganlage in Zantoch (Santok) durch polnische Archäologen hat in der Tat einen Datierungsschwerpunkt im ausgehenden 9. und im 10. Jh. ergeben. Die erst seit einigen Jahren möglich gewordenen Dendrodatierungen frühgeschichtlicher Burgwälle in der Niederlausitz haben diesen späten Datierungsansatz vollauf bestätigt, so daß von einem flächenhaften slawischen Burgenbau, der um oder bald nach 600 eingesetzt haben soll, bislang jede Spur fehlt [ebd].

Die naturwissenschaftlichen Nachweise für eine relativ späte Datierung des frühgeschichtlichen Burgenbaus in der Niederlausitz lassen das Problem eines frühslawischen Adels in einem neuen Licht erscheinen. Die Autorin verweist darauf, daß mit den Grabungen in Tornow und Vorberg ein burgbewohnender slawischer Adel in der Niederlausitz seit dem 7./8. Jh. erschlossen worden ist. Ihre Darlegungen zu den hochmittelalterlichen Verhältnissen, die sich bereits im größeren Umfang auf die schriftliche Überlieferung stützen können, machen dagegen deutlich, daß der Nachweis eines aus der örtlichen Entwicklung hervorgegangenen slawischen Adels nicht nur äußerst schwierig, sondern sogar weitgehend auf die für die älteren Perioden entwickelte archäologische These angewiesen ist [ebd 305].

*Schrage* ist es gelungen, durch sorgsame Auswertung älterer Grabungsnachrichten glaubhaft nachzuweisen, daß die Steinverwendung in den Nie-

derlausitzer Burgwällen eine offenbar viel bedeutendere Rolle gespielt hat, als es J. Herrmann, für den allein die Rostbauweise eine für die Lausitz typische Tradition darstellte, annehmen wollte. Die Autorin kann Fälle benennen, bei denen Steine ohne Bindemittel in einer erhaltenen Höhe bis 1,6 m (Zahsow) und sogar bis 2,0 m (Stargard) den Wallmauern nach außen vorgeblendet und bei den Ausgrabungen zweifelsfrei als Steintrockenmauern erkennbar waren. Sie sieht hier eine zusammengehörige Erscheinung, die auf auswärtige Einflüsse zurückzuführen sei. Bei einer Datierung in das letzte Drittel des 9. Jh. denkt sie an eine in dieser Zeit (theoretisch mögliche) großmährische Beeinflussung. Die Burgwälle mit Steinpackungen könnten dann im Zuge des deutschen Vorstoßes zerstört worden sein.

Dies scheidet nach den neuesten naturwissenschaftlichen Ergebnissen allerdings aus [ebd 306]. Es handelt sich bei den Steinbauten nämlich, soweit erkennbar, stets um späte bauliche Ergänzungen oder Hinzufügungen, die in Fällen mit dendrochronologischen Datierungsmöglichkeiten in das fortgeschrittene 10. Jh. gesetzt werden müssen. In *Presenchen*, Kr. Luckau, lassen sich die späten Umbauerscheinungen, zu denen auch eine Blindmauer in Trockenmauerbauweise gehört, dendrochronologisch eindeutig in die zweite Hälfte des 10. Jhs. verfolgen. Markgraf Gero hatte zuvor letzte Unruhen in der Lausitz befriedet (963). Bereits 1977 von B. *Dzieduszycká* geäußerte Vermutungen, wonach die Steintrockenmauer-Bauweise, wie sie sogar bis in die polnischen Gebiete durch gesicherte Befunde nachweisbar ist, mit direkten Einflüssen aus dem westeuropäischen Milieu zusammenhängen, gewinnen damit - wenn auch für einen sehr viel späteren Abschnitt des Frühmittelalters als erwartet - erneut sehr an Wahrscheinlichkeit. Die gegen eine solche Herleitung vorgebrachten Einwände, z.B. von H. *Brachmann*, 1987, können heute kaum noch als zwingend gelten.

"Da sich die Forschungen dank fortgeschrittener naturwissenschaftlicher Methoden und neuer archäologischer Siedlungsgrabungen momentan fast treibhausartig zu entwickeln scheinen, steht in den nächsten Jahren eine umfassende Neubewertung des archäologischen Materials zur slawisch-deutschen Periode im östlichen Deutschland [...] an" [Henning 306].

*Henning* hat diese Aussage am Beispiel der mittelslawischen Burgwälle Saßleben und Presenchen untermauert. *Saßleben*, Kr. Calau, ist ein relativ kleiner Wall (Innendurchmesser 30 m), vergleichbar dem der Mustergra-

bung von Tornow, während Presenchen mit einem Innendurchmesser von 60 m zu den größeren gehört. Die neuen Dendrodaten datieren beide Burgwälle in das ausgehende 9. bis in die 2. Hälfte des 10. Jh. In Saßleben hatte ein Balken im Bereich der Berme JR von 796 bis 854 (ohne KSG), Fälljahr frühestens 871. Er wurde abgestützt durch einen Pfosten mit JR von 849 bis 887, Fälljahr um oder nach 903. Da beide Hölzer im baulichen Zusammenhang standen, kommt für den Bau der Anlage frühestens ein Zeitpunkt zu Beginn des 10. Jh. in Betracht [Henning/Heußner 317].

In *Presenchen* sind Hölzer aus dem Bereich des älteren Burggrabens nach 911 datiert. Für den ältesten Brunnen ergibt sich ein Baudatum nach 886, aber alle Hölzer (davon zwei mit über 300 Jahrringen) sind ohne KSG, so daß kein genaues Fälljahr angegeben werden kann. Daß die Anlage bis weit in die 2. Hälfte des 10. Jh. bestand, bezeugt ein weiterer Brunnen, dessen Hölzer um 975 datiert sind (davon zwei mit ca. 250 Jahrringen).

"Die in Presenchen dendrochronologisch sicher belegbare und sich auch für Saßleben abzeichnende Datierung des einsetzenden Burgenbaus in die Jahrzehnte der Wende zum 10. Jh. fügt sich in die immer deutlicher werdende Grundtendenz der Datierung des Burgenbaus im slawischen Siedlungsgebiet zwischen Elbe und Oder ein. Die graphische Darstellung der bisher in verschiedenen Veröffentlichungen angegebenen Dendrodaten für Hölzer aus Burgwallkonstruktionen des Frühmittelalters in diesem Raum läßt erkennen, daß die Geschichte solcher Anlagen mehrheitlich in das 10. Jh. fällt. Die erste Hälfte, ja sogar der weitere Verlauf des 9. Jh. dürfte den bisher bekannten Dendrodaten zufolge erst mit einem sehr allmählich zunehmenden Burgenbau verbunden gewesen sein. Die Herausbildung einer flächendeckenden Burgenstruktur [...] kann hingegen erst für das 10. Jh. angenommen werden" [ebd 318f].

Hier ist noch ein Wort zur Bauweise slawischer Häuser angebracht. Während germanische Gehöfte der Kaiser- und Völkerwanderungszeit aus Pfostenhäusern bestanden, die durch Bodenverfärbungen nachweisbar sind, konnten solche Häuser in frühslawischen Siedlungen nicht festgestellt werden. Man geht hier von Blockbauten aus. Pfostenhäuser konnten jedoch in mehreren Niederlausitzer Burgen nach einer Zerstörungsschicht nachgewiesen werden.

"Alle älteren Reste von Blockbauten wurden jetzt durch große Bauwerke mit steinverkeilten Pfosten überlagert. Der Gesamtbefund dieser

zweiten Nutzungsphase von Presenchen ließ auf große, schwierig zu rekonstruierende Pfostenbauten schließen, die die Innenfläche vollständig einnahmen. Immer wieder konnte beobachtet werden, wie Pfostensetzungen die Fußbodenreste älterer pfostenloser Gebäude durchstießen" [Henning 1991, 130].

Ähnliches wurde bei mehreren anderen Burgen im 10. Jh. festgestellt; allein Tornow weist diese Erscheinung schon um 800 auf [Herrmann/Heußner 1991]. Henning stellt dazu fest:

"Auch die Daten für die Burgen von Saßleben, Raddusch und Schönfeld weisen an die Wende vom 9. zum 10. Jh. und die Wahrscheinlichkeit, daß die Burg von Tornow in die gleiche späte Zeit gehört, ist demnach außerordentlich hoch" [Henning 131].

Die Zerstörungsschichten und den anschließenden Wiederaufbau, jetzt mit Pfostenhäusern, bringt Henning mit den ottonischen Eroberungen in Zusammenhang [ebd 133].

## 5. Dendrodaten in Mecklenburg-Vorpommern

Die neuesten Dendrodaten (s. Anhang D) hatten auch in diesem Land Umdatierungen zur Folge. In Burg Mecklenburg konnten keinerlei Dendrodaten für die Zeit um 800 ermittelt werden, als die Burg im Zentrum dänisch-abodritischer Auseinandersetzungen stand. Stattdessen geriet die Bauphase C vom 9. Jh. in die Mitte des 10. Jhs., womit sich wohl auch die Bauphasen A und B in die Zeit weit nach 800 verschieben, wenn auch hierfür keine Dendrodaten vorliegen.

Bei der obodritischen Hauptburg *Groß Raden*, Kr. Sternberg, ergab sich keine Umdatierung der Bauphasen. Hier hatten schon die von *Jährig* ermittelten Dendrodaten (nach Haithabu synchronisiert) Bauphasen für den Burg- und Brückenbau vor 920, um 955, um 975 und um 995 ergeben (genaue JR-Daten liegen mir nicht vor). Die Neuberechnung von *Heußner* ergab zusätzlich eine erste Bauphase am Wall zu Ende des 9. oder Anfang des 10. Jhs. Für den heidnischen Tempel ergab sich entgegen früheren Annahmen ein spätes Baudatum, möglicherweise nach 983 [Herrmann/Heußner 271]. Die älteste Siedlung von Groß Raden hat der Ausgräber Ewald *Schuldt* in das 9. Jh. datiert, da Scherben des Sukower und Feldberger Typs fehlen [Donat 1982, 265]. Dies widerspricht der Neudatierung von Burg

Mecklenburg, wo beide Warenarten noch im 9. Jh., wahrscheinlich sogar noch in der ersten Hälfte des 10. Jhs. vorkommen.

Hier ist wenigstens ein knappes Wort zur Keramik notwendig. In dem uns interessierenden Zeitraum werden vier Warenarten unterschieden und wie folgt datiert:

- ↓ Sukow 6.(?), 7., 8. Jh. frühslawisch
- ↓ Feldberg 8., 9. Jh. früh- bis mittelslawisch
- ↓ Menkendorf 9., 10., 11. Jh. mittelslawisch
- ↓ Fresendorf 9., 10., 11. Jh. mittelslawisch

Sie konnten nicht in klare zeitliche Reihung gebracht werden, da die einzelnen Fundplätze differenziert zu betrachten sind und breite Überlappungen belegen. Insbesondere Sukower und Feldberger Typen liegen häufig in der gleichen Schicht [dazu Brather 1993, 1995; Wietrzychowski 1990]. Bis auf die vorwiegend in Vorpommern belegten Fresendorfer Typen kommen diese Warenarten auch in Ostholstein [Dulinicz] und im Havelgebiet vor [Grebe].

Schauen wir uns nun die Dendrodaten in Anhang D etwas genauer an. Auffällig ist die Lücke bei den Fälljahren nach 828. Dies kann man exemplarisch bei den drei Bauphasen des Burgwalles Friedrichsruhe bei Parchim verfolgen. Dank dreier Hölzer mit KSG ließen sich die Datierungen recht gut abschätzen: um 780, 830 und 983 [Herrmann/Heußner 270]. Ein Vergleich mit Groß Raden läßt aber einen Abstand zwischen den Bauphasen von höchstens 30 bis 40 Jahren erwarten. Wenn man diesen Wert zwischen Friedrichsruhe B und C ansetzt, ergeben sich die Jahre 890/900 und 940/950 für die Phasen A und B. Dies ist mit *Hennings* Spätdatierung für das östliche Brandenburg kompatibel, die sich ja schon bei *Jährig* für Groß Raden ergeben hatte.

Neben den oben genannten 3 Hölzern aus Friedrichsruhe konnten 9 weitere den Bauphasen A und B zugeordnet werden. Alle Hölzer wurden beim Tiefpflügen ohne Schichtzusammenhang an die Oberfläche gebracht, so daß die Datierungen mit archäologischen Mitteln nicht überprüft werden konnten. Dies muß von uns als Vorteil angesehen werden, da hier wirklich nur die JR ausgewertet werden konnten. Bei den über 900 gefundenen Keramikscherben waren der Sukower Typ mit 3 %, der Feldberger Typ mit 12,5 % und der Menkendorfer Typ mit 69 % vorherrschend. Der extrem geringe Anteil des Sukower Typs unterstreicht die späte Datierung der

gesamten Anlage. So können die Warenarten versuchsweise neudatiert werden:

- ↓ Sukower Typ            9., frühes 10. Jh., frühslaw.
- ↓ Feldberger Typ        2. Hf. 9., frühes 10. Jh., frühslaw.
- ↓ Menkendorfer Typ    10., 11. Jh., mittelslaw.
- ↓ Fresendorfer Typ    10., 11. Jh., mittelslaw. (nur regional).

Diese Interpretation macht eine Verkürzung der früh- und mittelslawischen Phase auch in Mecklenburg möglich. Während einfache Sukower Keramik durch die Menkendorfer ersetzt wird, verschwindet die höherwertige Feldberger Keramik in den westlichen und mittleren Landesteilen. Im Nordosten wird sie jedoch durch die Fresendorfer Ware abgelöst. Dies kann jetzt mit den ottonischen Eroberungen erklärt werden, die einen wirtschaftlichen Niedergang zur Folge hatten. Heinrich I. machte die Obodriten tributpflichtig; Otto I. richtete um 937 die Mark der Billunger ein, deren Feldzüge bis in die Gebiete der Wilzen führten. Vorpommern war dagegen nur wenig betroffen [Herrmann 1984]. Der große Lutizenaufstand von 983 setzte diesen 'Erfolgen' ein Ende.

## 6. Zusammenfassung und Ausblick

Das neue aus den Dendrodaten gewonnene Bild ergibt also bereits *innerhalb der herkömmlichen Chronologie*, daß Wallburgen vor 900 nicht in größerer Zahl errichtet worden sind, ursprünglich nur mit Holzabstützung, in der zweiten Hälfte des 10. Jhs. unter sächsisch-fränkischem Einfluß auch mit Steintrockenmauern. Mit ersten unbefestigten slawischen Siedlungen kann im 8. Jh. gerechnet werden, in Mecklenburg wohl erst im 9. Jh. Mit der Späterdatierung der Wallburgen verschiebt sich auch die frühe slawische Keramik vom Prager oder Sukow-Szeligi-Typ in der Lausitz vom 6./7. ins 8./9. Jh., in Mecklenburg ins 9. und sogar ins beginnende 10. Jh. Frühmittelslawische Feldberger Keramik in Mecklenburg gehört ins späte 9. und frühe 10. Jh. Mittelslawische Keramik gehört schwerpunktmäßig nicht ins 8. bis 10./11., sondern ins 9. bis 11. Jh., in Mecklenburg ganz in 10. und 11. Jh.

In der Neuen Chronologie, *bei Fiktivsetzung von ca. 300 Jahren* beginnt die slawische Besiedlung zwischen Elbe/Saale und Oder/Neiße tat-

sächlich schon im 5. Jh., im wesentlichen in der 2. Hälfte. An manchen Orten ist eine geringe Überlappung mit der abziehenden germanischen Bevölkerung nicht auszuschließen. Frühslawische Keramik findet sich schon im 5. Jh., schwerpunktmäßig aber im 6. Jh. Mittelslawische Keramik setzt noch im 6. Jh. ein, geht ins 7. Jh. über und springt dann ins 10. Jh., wo sie ihren Schwerpunkt hat. Damit ist auch Herrmann wieder ins Recht gesetzt, wenn er wegen der archäologischen Forschungen auf Siedlungskontinuität von Germanen und Slawen beharrt. Es wäre schwer vorstellbar gewesen, daß die Region nach Abzug der Germanen im 4. oder 5. Jh. bis Ende des 7. oder Anfang des 8. Jh. unbesiedelt gewesen wäre.

Spannend wird es, wenn Dendrodaten aus dem Elbe-Saale-Gebiet vorliegen werden. Wenn auch hier die Burgwälle ins späte 9. und ins 10. Jh. rücken, hätten die großen Karolinger ihre letztlich erfolglosen Feldzüge gegen kleine, unbefestigte Bauerndörfer geführt.

Zum Schluß werfen wir noch einen Blick auf den Seehandelsplatz *Ralswiek* auf Rügen. Siedlung A fiel einem Brand zum Opfer; Siedlung B wurde mit der gleichen Struktur wiederaufgebaut. Siedlung C erstand nach einer Zerstörung völlig neu, wobei bisher mit Seeschiffen befahrbare Gräben zugeschüttet wurden. Schon in Siedlung A fand man Specksteinimporte aus Norwegen und Schmuck aus Skandinavien, dem Baltikum und Osteuropa. Die Zeitstellung der Siedlungen A und B hat *Herrmann* an Hand verschiedener Befunde erörtert. Die Keramik ist hochwertig und gehört, bis auf wenige Reste des Feldberger Typs, zur Fresendorfer Ware, d.h. ins herkömml. 9. bis 10. Jh. Radiokarbondaten aus Schicht B ergaben das Jahr  $820 \pm 40$ , kalibriert  $890 \pm 50$ . Höhepunkt war der *Fund des größten frühislamischen Münzschatzes im gesamten Ostseegebiet* mit über 2.200 Silbermünzen und Fragmenten (Gewicht 2.750 g) in einem abgebrannten Haus der Phase B. Er enthielt ca. 100 spätsassanidische Dirhams (Drachmen) bis 632, ca. 25 arabo-sassanidische Dirhams der Umajjaden-Gouverneure um 700, ca. 80 Dirhams vom arabo-sassanidischen Typ der Isphebeden und Abbasiden-Gouverneure aus Tabaristan am Kaspischen Meer von ca. 711 bis 785, ca. 330 monepigraphische umajjadische Prägungen bis 750 und schließlich ca. 1.700 monepigraphische abbasidische Prägungen bis 842. *P. Herfert* hatte die erste Siedlung A 1973 nach der bis dahin üblichen Keramikdatierung noch in die zweite Hälfte bis Ende des 9. Jh. datiert. Die Auswertung der Münzen und Pollenanalysen erlaubten dann, den Siedlungs-

beginn schon in der zweite Hälfte des 8. Jh. anzunehmen [Herrmann 1978, 168]. Da schon in der ersten Siedlung Fresendorfer Keramik vorkam, muß diese auf Rügen schon in die 2. Hälfte des 8. Jh. datiert werden [ebd 170].

Nach unserer Zeitkürzungs-Hypothese entspricht das Schlußjahr der sassanidischen Münzen von 632 im 10. Jh. dem Jahr 929 [Zeller 1993a]. Ein Brunnen der Siedlung C wurde dendrochronologisch auf frühestens ca. 950 datiert (s. Anhang D). Das widerspricht nicht der Münzdatierung von Phase B um 930. Es macht aber auch deutlich, daß alle islamischen Münzen bis 842 noch in die Epoche der Sassaniden gehören, wie ich schon postuliert habe [1993b]. Mit dem Wegfall der Schlußmünze aus dem Phantomjahr 842 entfällt natürlich auch die von *Herrmann* angeführte extreme, in der herrschenden Chronologie widersinnige Frühdatierung Fresendorfer Keramik.

## Anhang

### A) Dendrochronologie in Ostdeutschland

Erste Versuche stellte B. *Huber* schon 1957 an. Er unternahm die Analyse von Bohlen und Pfahlsetzungen der altslawischen Burgen von Berlin-Köpenick. Vergleichsproben von anderen Plätzen waren nicht verfügbar; und ein Abgleich mit der südwestdeutschen Eichenchronologie führte zu keinem Ergebnis. Immerhin ließen sich relative Aussagen zu den einzelnen Bauphasen treffen. Die Arbeiten wurden von dem Holzbotaniker M. *Jährig* fortgesetzt. Die erste größere Meßserie war die Bearbeitung von Hölzern aus Tornow in der Niederlausitz. Eine weitere umfangreiche Serie stammte vom Burgwall Grodisch bei Wiesenau im Mündungsgebiet der Neiße in die Oder. Die Auswertung der Ergebnisse führte zu Widersprüchen zwischen stratigraphischer Lage der Hölzer und ihrer Datierung, die 1983 zur Einstellung weiterer Veröffentlichungen führten [Herrmann 1983].

Durch K.-U. *Heußner* wurden seit 1988 die vorhandenen Daten erneut überprüft und systematisch neue Proben zur frühgeschichtlichen Archäologie bearbeitet. Ziel dieser Arbeiten war die Schaffung regionaler Standardchronologien für Mecklenburg, das mittlere Havelgebiet und die Niederlausitz. Über 2.000 Proben wurden dabei ausgewertet. Die neuen Kurven brachten Umdatierungen einiger Fundplätze oder Bauwerke im Gegensatz zu vorherigen Datierungsvorschlägen mit sich.

## B) Die dendrochronologische Standardkurve für die Niederlausitz

Ende der 80er Jahre konnten die Baumringe von 24 Flußeichen untersucht werden, die an drei Plätzen (Lohsa, Goyatz, Tzschelln) im Gebiet der oberen und mittleren Spree geborgen worden waren. Nur 7 Bäume stammten aus dem Hochmittelalter (Fälljahre 1040 bis 1285 mit dem ältesten JR 890). 17 Bäume konnten ringmäßig nicht angeschlossen werden. Sie konnten mit genügender Signifikanz nach der südmitteleuropäischen Eichenstandardkurve (Hohenheim) datiert werden. 15 Bäume hatten JR, die zwischen 426 und 802 lagen, davon allein 12 mit Fälljahren von 700 bis 802. Zwei Bäume wiesen JR aus dem -5. bis -3. Jh. auf [Becker/Wetzel].

Für den Zeitraum von 802 bis 890 gibt es bei den Flußeichen also keine Jahrringe. Die zeitlich schwimmenden Hölzer hat B. *Becker* nach seiner Standardkurve datiert und damit die Vorgaben der Historiker übertragen [vgl. Nimitz]. Hier stellt sich die Frage, ob überhaupt versucht wurde, diese Hölzer im Hochmittelalter einzuordnen. Denn die Verteilung der Fälljahre ist merkwürdig: 12 Bäume zwischen 700 und 802, dann 238 Jahre nichts, schließlich 7 Bäume für die nächsten 245 Jahre. Für *Becker* ist das ganz normal, denn es entspricht dem Holzanfall in süddeutschen Flußtäälern.

Die Dendrodaten der Brunnenhölzer von Tornow (5. Jh.) und Berlin-Marzahn (8. Jh.) mit einander ähnlichem Keramikbefund entsprechen unserer Hypothese von ca. 300 fiktiven Jahren. Dies würde bedeuten, daß die Dendrokurve der Lausitz, vom Mittelalter ausgehend, richtig liegt. Im Bereich Spätantike/Frühmittelalter müßte es eine verdoppelte Sequenz geben.

## C) Dendrodaten aus Berlin und Brandenburg

(Auswahl, alle Daten nach Herrmann/Heußner)

Berlin-Marzahn	german. (?) Brunnen	um 725
(Siedlung)	slaw. Brunnen	um 739
Presenchen	Hölzer aus Brunnen	1. Bauphase zw. 870 und 890
(Burgwall)	und Gruben im	2. Bauphase um 925
	stratigraphischen	3. Bauphase um 947
	Zusammenhang	4. Bauphase um 975
		(Funde mittelslaw. Keramik)
Tornow-Lütjenberg	Brunnen 57	245-414 o. KSG, FJ? (5. Jh.)
(Siedlung)	Brunnen 38	367-419 o. KSG, FJ? (6./7. Jh.)
Tornow	Keller in Burg B	641-686 o. KSG, FJ? (8. Jh.)

(Burgwall A, B)	Asthaken an Burg A	595-698 m. KSG, FJ 702 (Dat. ?)
	Palisade am Wall	863-907 m. WK, FJ 914
Tornow-Borchelt	Brunnen 225 (Ph. B)	669-766 o. KSG, FJ ?
(Siedlung A, B, C)	desgl.	643-766 o. KSG, FJ ?
	Silo 242	743-826 m. WK, FJ 826
	Brunnen 100 (Ph. C)	860-929 m. KSG, FJ ca. 945

Abkürzungen: **FJ** = Fälljahr, **JR** = Jahrring, **KSG** = Kern-Splint-Grenze, **WK** = Waldkante

#### D) Dendrodaten aus Mecklenburg-Vorpommern

Daten aus Burg Mecklenburg, Phase C, von Jährig (J.) und Heußner (H.)

Probe 113	- (J.)	JR von 505-631 (H.)
Probe 114	313 JR m. KSG, urspr. 497-809, später nicht auswertbar (J./H.)	
Probe 115	JR bis 925 (J.)	JR von 830-925 (H.)
Probe 175	JR bis 930 (J.)	- (H.)
Probe 181	- (J.)	JR von 848-920 (H.)
Probe 182	JR bis 919 (J.)	JR von 845-924 (H.)

Bei ersten Datierungsversuchen von Hölzern aus *Burg Mecklenburg* im Jahre 1984 konnte *Jährig* 12 Proben, davon nur zwei mit KSG, aus den Bauperioden B und C mit einer Gesamtsequenz von 340 Jahren synchronisieren. Jüngster JR war 663 für Burg B, 809 für Burg C. Die absoluten Datierungen wurden durch Vergleich mit Haithabu bei Schleswig gewonnen (karolingische Datierung). Eine Neuberechnung 1986 führte zu ganz anderen Ergebnissen. Drei Proben mit 80 bis 100 JR kamen ins 10. Jh., die übrigen waren nicht mehr datierbar, darunter die bisher jüngste Probe 114 mit insgesamt 313 JR. Bei einer erneuten Berechnung durch *Heußner* wurde eine Probe mit 127 JR rund 300 Jahre früher als die übrigen Proben - als Nachbenutzung - ins 7. Jh. datiert [Herrmann, Heußner 269].

Wenn man die chronologisch geordneten Jahrringzahlen analysiert, zeigt sich, daß die 'Schummelstelle' in der ersten Hälfte des 9. Jh. liegen dürfte. Bei einer späteren Lage hätte Ralswiek C nicht mehr ins 10. Jh. datiert werden können. Die ermittelte Verschiebung der Jahrringkurve von 110 bis 120 Jahren - bei einer Streichung von insgesamt ca. 300 Jahren - verlangt natürlich eine zweite 'Schummelstelle' beim Übergang in die Völkerwanderungszeit. Dies

erklärt die extrem frühe Datierung eines angeblich nachbenutzten Holzes von Burg Mecklenburg.

Betrachten wir Probe 114 mit 313 JR aus Burg Mecklenburg. Beim ersten Datierungsversuch ergab sie eine Standardsequenz für die Jahre 497-809. Mit ihr konnten 11 weitere Hölzer synchronisiert werden, deren jüngste JR  $\leq 809$  lagen. Drei dieser Hölzer haben nach den letzten Auswertungen jüngste JR von 920, 924 und 925. Probe 114 hätte nach unserer Hypothese also einen jüngsten JR  $\leq 925$  erhalten müssen, doch sie war nicht mehr auswertbar. Genau dies war zu erwarten, da die JR überwiegend unterhalb der 'Schimmelstelle' liegen. Wenn wir annehmen, daß die ursprünglichen Synchronisierungen richtig sind, ergibt sich eine Sequenzverdopplung im Abstand von mindestens 116 Jahren.

Daten aus Mecklenburg-Vorpommern in chronologischer Ordnung  
[Herrmann/Heußner 1991]:

Jahrring	FJ	Ort
505-631 o. KSG	?	Burg Mecklenburg C
509-626 o. KSG	$\geq 672$	Sukow, Bohlenweg Süd, IIa
536-643 o. KSG	$\geq 656$	Sukow, IIa
614-673 m. KSG	$693 \pm$	Sukow, IIa
649-708 m. KSG	721	Sukow, Bohlenweg Nord, IIb
609-704 m. KSG	724	Sukow, IIb
649-708 m. KSG	$724 \pm$	Sukow, IIb
648-730 m. KSG	747	Sukow, Bohlenweg, III ?
566- ? m. KSG	729+	Groß Strömkendorf, Brunnen
?-734 m. WK	734	Groß Strömkendorf, Uferpfahl
586-758 m. KSG	$778 \pm$	Friedrichsruhe A
?- ? m. KSG	$788 \pm 2$	Wesenberg/Neustrelitz, Brücke
?-817 m. WK	817	Rostock-Dierkow, Brunnen 1990
702-808 m. KSG	$828 \pm$	Friedrichsruhe B
775-878 o. KSG	ca. 950	Ralswiek/Rügen C, Brunnen
770-924 o. KSG	ca. 950	Ralswiek/Rügen C, Brunnen
848-920	$\geq 940$	Burg Mecklenburg C
845-924	$\geq 940$	Burg Mecklenburg C
830-925	$\geq 940$	Burg Mecklenburg C
849-926	$949 \pm$	Schwerin-Schloßinsel, Substruktion
890-950	$961 \pm$	Schwerin-Schloßinsel, Substruktion

866-942	963 ±	Schwerin-Schloßinsel, Substruktion
882-952	970 ±	Schwerin-Schloßinsel, Substruktion
838-955	975 ± 10	Schwerin-Schloßinsel, Substruktion
859-962 m. KSG	982 ±	Friedrichsruhe C
808-988 m. WK	988	Behren-Lübchin A
837-989 m. WK	989	Behren-Lübchin A

## Literatur

- AuF = *Ausgrabungen und Funde*, Jg. 1 (1956) bis Jg. 40 (1995); Berlin
- Becker, B./ Wetzels, G. (1990): "Erste Dendrodaten zur Frühgeschichte der Lausitz und des angrenzenden Elbegebietes"; in *VMP* 24, 243
- Brachmann, H. (1978): *Slawische Stämme an Elbe und Saale. Zu ihrer Geschichte und Kultur auf Grund archäologischer Quellen*; Berlin
- (1991): "Der Limes Sorabicus - Geschichte und Wirkung"; in *ZfA* 25, 177-207
- Brather, S. (1993): "Altslawische Keramik in Mecklenburg und Vorpommern. Probleme der Typenverbreitung"; in *ZfA* 27, 323-335
- (1995): "Nordwestslawische Siedlungskeramik der Karolingerzeit - Fränkische Ware als Vorbild?"; in *Germania* 73 (2) 403-420
- Donat, P./ Lange, E. (1983): "Botanische Quellen und Probleme der Landwirtschaftsentwicklung im ersten Jahrtausend"; in *ZfA* 17, 223-247
- Dulinicz, M. (1991): "Die früheste slawische Besiedlung in Ostholstein"; in *Offa* 48, 299-328; Neumünster
- Fischer, B./ Hoffmann, M. (1986): "Die frühslawische Siedlung von Waltersdorf, Kr. Königs Wusterhausen"; in *AuF* 31, 81-88
- Grebe, K. (1994): "Archäologisch-kulturelle Gruppen und die Stufengliederung der frühslawischen Zeit im Havelgebiet (Teil 1)"; in *VMP* 28, 149-180
- Grimm, P. (1982): "Zu Burgenproblemen des 8. - 10. Jh. westlich der mittleren Saale"; in *ZfA* 16, 203-210
- Henning, J. (1991): "Germanen - Slawen - Deutsche. Neuere Untersuchungen zum frühgeschichtlichen Siedlungswesen östlich der Elbe"; in *Prähistorische Zeitschrift* 66, 119-133
- (1992): "Besprechung zu G. E. Schrage 1990"; in *ZfA* 26, 304-306
- Henning, J./ Heußner, K.-U. (1992): "Zur Burgengeschichte im 10. Jahrhundert - Neue archäologische und dendrochronologische Daten zu Anlagen vom Typ Tornow"; in *AuF* 37, 314-324
- Herrmann, J. (1966): *Tornow und Wörberg. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Lausitz*; Berlin
- (1967): "Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Burgenbau der slawischen

- Stämme westlich der Oder"; in *ZfA* 1, 226f
- Herrmann, J. (Hg., 1973): *Die germanischen und slawischen Siedlungen und das mittelalterliche Dorf von Tornow, Kr. Calau*; Berlin
- (1978): "Ralswiek auf Rügen - ein Handelsplatz des 9. Jahrhunderts und die Fernhandelsbeziehungen im Ostseegebiet"; in *ZfA* 12, 163-180
  - (1983): "Archäologie, Dendrochronologie und militärisch-politische Ereignisgeschichte. Zu den Forschungen in Groß Raden und anderen slawischen Burganlagen"; in *AuF* 28, 253-263
  - (1984): "Der Lutizenaufstand 983. Zu den geschichtlichen Voraussetzungen und den historischen Wirkungen"; in *ZfA* 18, 9-17
- Herrmann, J./ Heußner, K.-U. (1991): "Dendrochronologie, Archäologie und Frühgeschichte vom 6. bis zum 12. Jahrhundert in den Gebieten zwischen Saale, Elbe und Oder"; in *AuF* 36, 255-290
- Illig, H. (1991): "Dendrochronologische Zirkelschlüsse"; in *VFG* III (3-4), 125
- Krüger, B. (1982): "Frühvölkerwanderungszeitliche Siedlungsanteile in der Siedlung von Waltersdorf, Kr. Königs Wusterhausen"; in *ZfA* 16, 243-248
- (1987): *Waltersdorf. Eine germanische Siedlung der Kaiser- und Völkerwanderungszeit im Dahme-Spree-Gebiet*; Berlin
- Lange, E. (1980): "Ergebnisse pollenanalytischer Untersuchungen zu den Ausgrabungen in Waltersdorf und Berlin-Marzahn"; in *ZfA* 14, 243-248
- Leube, A. (1982): "Ein mittelslawischer Siedlungsaufschluß von Waltersdorf, Kr. Königs Wusterhausen"; in *ZfA* 16, 275-282
- (1992): "Siedlungs- und Grabfunde des 3. bis 5. Jahrhunderts von Waltersdorf, Kr. Königs Wusterhausen"; in *ZfA* 26, 113-130
- Niemitz, H.-U. (1995): "Die 'magic dates' und 'secret procedures' der Dendrochronologie"; in *Zeitensprünge* VII (3) 291-314
- Schrage, G.E. (1990): "Slaven und Deutsche in der Niederlausitz. Untersuchungen zur Siedlungsgeschichte im Mittelalter"; in *Berliner Historische Studien* Bd. 15 (*Germania Slavica* Bd. VI); Berlin
- Seyer, H. (1980): "Germanische und slawische Brunnenfunde in der Siedlung von Berlin-Marzahn"; in *ZfA* 14, 225-241
- VMP = *Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Potsdam*
- Wetzel, I. (1985): "Bemerkungen zum Verhältnis zwischen germanischer und früh- bis mittelslawischer Besiedlung im Bezirk Cottbus"; in *ZfA* 19, 241-246
- Wietrzichowski, F. (1990): "Zur Verbreitung und Entwicklung der Sukower Gruppe in Mecklenburg"; in *Jahrbuch 1989 der Bodendenkmalpflege in Mecklenburg* 37-102
- Zeller, M. (1993a): "Das Kalifat der Omaidjaden"; in *VFG* V (3-4) 69-86
- (1993b): "Der Iran in frühislamischer Zeit"; in *VFG* V (3-4) 87-110
- ZfA* = *Zeitschrift für Archäologie*, Jg. 1 (1967) bis Jg. 28 (1994); Berlin

# Die Geburt der Paläographie

Angelika Müller

*"Der Inhalt der Quellen', ließe sich zur Kontrolle einfordern." [...] -  
"Dieser toten Artefakte, die Historiker hin- und herschieben müssen, um  
bauen zu können ?" -  
"Das Alter von Handschriften, die Paläographie!" -  
"Produkte einer anderen Zeit!" -  
"Aber die Urkunden? Die greifbaren Originale?" -  
"Pergament! Pergament!" -  
Und so tönte es fort...*

Dieser komödiantische, bühnenreife Dialog aus dem FAZ-Artikel von Johannes Fried [Fried 1996; s. Illig 1996a] und seine darin deutlich werdende Liebe zu den "Quellen" [vgl. Müller 1990] hat mich veranlaßt, auf meinen alten Text [1992] zurückzugreifen und ihn hier überarbeitet vorzulegen.

Daß eine Aufhellung der Geschichte des Mittelalters nicht über die "Quellen" erfolgen kann, müßte spätestens seit der Veröffentlichung des Kongreßberichtes der *Monumenta Germaniae Historica* von 1986 (*Fälschungen im Mittelalter*) jedem Historiker klar sein [vgl. Niemitz 1991; Illig 1996b, 9-19]. Erklärungsbedürftig ist aber nicht nur die massenhafte Fälschung von Urkunden und anderen Dokumenten. Auch die Geburt der 'Wissenschaft von den Quellen' selbst war ein merkwürdiger Vorgang, der Zweifel an der Zuverlässigkeit ihrer Grundlagen und Ergebnisse wecken muß. Im Folgenden soll - nach einer Begriffsklärung - die Entstehungsgeschichte dargestellt und mit einigen Fragestellungen versehen werden. Diese "Wissenschaft" heißt Paläographie. Sie

"ist eine Verbindung von Kenntnissen und Vorstellungen, Methoden und Kombinationen, die befähigen sollen: 1. alte Schrift richtig und fehlerlos zu lesen; 2. das Alter und den Ursprungsort dieser alten Schrift richtig zu bestimmen; 3. Irrtümer zu verstehen und zu beseitigen, die in die durch Schrift fortgepflanzte Überlieferung sich eingeschlichen haben, insofern diese Irrtümer zurückgehen gerade auf ältere oder eigenartige und daher mißverständliche und mißverstandene

Zur Paläographie gehört also der Bereich der Buchschrift (Handschriften), das große Gebiet der mittelalterlichen Urkunden (Diplomatik) und das Gebiet der Inschriften (Epigraphik).

Wie es sich für ein irdisches Kind gehört, hatte auch die Paläographie zwei Elternteile: die Benediktiner, der älteste Orden des Abendlandes, und die Jesuiten, jener Orden, der absolute Gefolgstreue gegenüber dem Papst zu seinem obersten Grundsatz gemacht hatte. Und wie jedem vertraut, fangen die Probleme bei den Eltern an.

Die Forschung vermeldet uns, daß sie im 17. Jh. einen schweren Konkurrenzkampf ausfochten: Im Jahre 1618 wurde die *Benediktiner-Kongregation* des Hl. Maurus (Mauriner Kongregation) gegründet, um die verfallenden Benediktiner-Klöster Frankreichs zu reformieren. Unter der Hand war daraus eine Art Akademie geworden mit Sitz in St-Germain-des-Prés in Paris, das bald zum Mittelpunkt des Ordens wurde. Fast alle Benediktinerklöster Frankreichs hatten sich der Kongregation angeschlossen. In ihnen lagen die wichtigsten und ältesten Urkunden und Handschriften. Nach Zerstörung des Klosters Corbie konnte die Einverleibung der großen Klosterbibliothek in die Pariser Bibliothèque du Roi verhindert und die Codices ebenfalls nach St-Germain umgeleitet werden.

Ebenfalls in Frankreich waren seit 1540 die *Jesuiten*, wegen mehrfacher Vertreibung mit Unterbrechungen. Ihr geistiges Zentrum war das Collegium Claromontanum in Paris, wo sich erst - z.T. durch von den Benediktinern entlehene und nicht zurückgegebene Handschriften - eine Bibliothek bildete [Traube 17]. Die Arbeitsgebiete der Benediktiner und der Jesuiten hatten vieles gemeinsam; angeblich, weil der Jesuitenorden eingesehen hatte, daß er mit den wissenschaftlichen Leistungen der Calvinisten und Mauriner des 16. und 17. Jhs. siegreich konkurrieren müsse, um Macht zu erringen und zu erhalten [ebd 18].

So hatten bereits im 16. Jh. protestantische Theologen in 13 Foliobänden, den *Magdeburger Centurien*, Kritik an den *Acta martyrum (o. sanctorum)* geübt und viel legendarischen Wust der Papstkirche beseitigt. Diese *Acta* sind die gesammelten, nach den Tagen des Kalenders geordneten Lebensbeschreibungen und Nachrichten der Heiligen. Ihre Zahl wuchs, und ihre geschichtliche Treue nahm im Lauf der Zeit ab.

Diesem Übel nun von seiten der Papstkirche selbst abzuhelfen, war die offizielle Begründung für die Einrichtung eines großes Jesuitenkollegs in Antwerpen. Dort begannen - unmittelbar im Anschluß an den Dreißigjährigen Krieg - unter Führung des Paters Johannes Bolland (1596-1665) die Mitglieder Heribert Roswend, Gottfried Henschen und Daniel Papebroch, eine vollständige kritische Ausgabe katholischer Heiliger zu erstellen. Dabei machten diese später so genannten *Bollandisten* viel Quellenmaterial zugänglich und lösten spezielle kritische Fragen, u.a. die Frage nach der Zuverlässigkeit der merowingischen Quellen.

Der merowingische König Dagobert II. (ermordet 678) war den Historikern ganz abhanden gekommen. Er wird 1549 (erstmal?) und dann 1629 in einem *calendarium martyrologium* erwähnt. 1646 wird er von Adrien de Valois 'wiederentdeckt', worauf ihn der Bollandist Henschen 1655 (wieder) in die Stammtafeln der Merowinger einsetzte [Lincoln u.a. 429]. Wurde Dagobert II. 'aus dem Hut gezaubert', nachdem er zuvor ein vollkommen Unbekannter war? Oder verdankt er seine Vita irgendeiner obskuren, lange in Vergessenheit geratenen Heiligenlegende? Angeblich erlitt er den Märtyrertod, wurde in Stenay beigesetzt, 872 heiliggesprochen; sein Todes- und Gedenktag sei der 23. oder 25. Dezember gewesen. Gottfried v. Bouillon sei 1093 auf Rückgewinnung der Kirche von Stenay ausgewiesen wegen Dagoberts Gebeinen, die dann in der Französischen Revolution in alle Winde zerstreut wurden.

Bis ins 17. Jh. wurde auch bestritten, daß sein Sohn Sigibert IV., der gemeinsam mit seinem Vater in den Stammtafeln eine Schlüsselfunktion bei der Überbrückung vom 7. zum 8. und 9. Jh. einnimmt, je gelebt habe [Lincoln u.a. 207, 214f, 432; Illig 1996b, 13]. Mit diesen Informationen und unserer 300-Jahres These im Kopf wenden wir uns irritiert von den Merowingern ab, wohlwissend, daß sie ein noch ungelöstes Problem sind.

Auch die Neubearbeitungen der Lebensbeschreibungen der Heiligen wurden wieder nach den Tagen des Kalenders publiziert. Die Bollandisten Henschen und *Papebroch* (1628-1714), letzterer der Nachfolger Bollands, veröffentlichten den 2. Band der "*Acta sanctorum quotquot toto orbe coluntur*" (ASS), der bis zum Monat April ging, im Jahre 1675. Sie waren innerhalb des Materials vielfach auf Fälschungen gestoßen, auf Lebensbeschreibungen ohne Glaubwürdigkeit

"und hatten vor allem öfters Urkunden alter Klöster angetroffen, die ersonnen waren, um Besitzrechten alte Gewähr zu geben; diese Urkunden hingen nun in der einen oder anderen Weise mit den Heiligen, den Stiftern oder Äbten der Klöster zusammen" [Traube 19].

Papebroch schickte dem 2. Band eine Einleitung voraus, in der er betonte, nicht den jetzigen Besitzstand der Klöster angreifen, aber den Nachweis der Unechtheit einiger Dokumente erbringen zu wollen. Dies gelang ihm auch leicht, da - nach Traube - sehr ungeschickte Fälschungen vorlagen.

"Das Material, auf das er sich zur Vergleichung stützte, war aber auch unecht [...] So sind nicht nur die Gründe an und für sich nicht stichhaltig, vor allem falsch und täuschend waren die allgemeinen Schlußfolgerungen, zu denen er kam" [Traube 19].

Nämlich: Fast alle Urkunden der Merowingerzeit seien unecht. Vor Dagobert I. (gest. 639) gebe es keine echten Urkunden. Traube ergänzt hier, daß Papebroch nicht "Originale" meine, "da hätte er recht". Häufig berührt werden dabei die reichen Urkundenschatze des Klosters St-Denis.

*"Es stand dabei viel auf dem Spiel: Begab man sich leichter Hand aller dieser Zeugnisse, die der Scharfsinn Papebrochs verdächtigt hatte, so hatte man sich damit des Materials beraubt, das in der Tat in diesen ganzen dunklen Zeiten die einzig feste Stütze hergeben kann".* [Traube 19; Hvhg. A.M.]

Halten wir also fest, daß sich bereits Papebroch nicht mehr auf Originale stützen konnte; die gab es nicht mehr. Traubes Zitat legt die Vermutung nahe, man habe sich damals gehütet, sich darüber wie auch über die vielen Fälschungen zu wundern, um nicht gänzlich 'zusammenzubrechen'.

Haben wir hier einen Hinweis auf die desolate Situation der Zeit nach großer Pest und Dreißigjährigem Krieg [vgl. Marx], die die Menschen zu einer Neuordnung auf fast allen Gebieten (Kalender, Heiligenleben, Geschichtsverlauf u.v.m.) zwang und anspornte und fast drei Jahrhunderte währte als sogenannter 'Beginn der Neuzeit'? Waren sie vielleicht über das ihnen vorliegende Material genauso verwirrt, wie wir heute über ihre 'Neuordnungen'?

Sofort nach Erscheinen der ASS erwähnte der Benediktinerorden Jean *Mabillon* (1632-1707) aus der Mauriner Kongregation, um die Angriffe Papebrochs abzuwehren,

"die man als persönliche empfand, insofern die in Bausch und Bogen für unecht erklärten Urkunden doch eben die ältesten geschichtlichen Dokumente zugunsten und im Besitz der Benediktinerklöster waren" [Traube 19].

1681 erschien die Antwort Mabillons. Er bemühte sich um umfassende Monumentenkenntnis und errichtete ein umfangreiches Lehrgebäude. Papebroch wird darin lediglich mit Tadel bedacht, wo er Angriffe gegen die Benediktiner und angeblich von ihnen vorgenommene Fälschungen führte.

Mabillon hatte sich laut Traube nichts entgehen lassen, was für die Echtheitskritik der Urkundenlehre in Betracht zu ziehen ist. Insbesondere hatte er die merowingischen Urkunden in fast abschließender Weise behandelt, d.h. er hatte sie für echt erklärt [Traube 23]. Er hat erstmals Buchschrift und Urkundenschrift getrennt behandelt und damit die Diplomatik aus der Taufe gehoben. Mabillon konstituiert auch die merowingische Schrift und ebenso die unter Karl dem Großen ausgebildete *scriptura carolina*, wobei Traube darauf hinweist, daß schon die deutschen Philologen des 16. Jhs. von Karl d. Gr. als Begründer der Bibliotheken zu Lorsch und Köln sprechen [Traube 27; zur Minuskel Illig 1996b, 56].

Vermißt wurde in Mabillons Werk die Diplomatik der deutschen Kaiserurkunden. Diese wurde kurz darauf vom deutschen Benediktiner Godefredus *Bessel* nachgeholt auf der Grundlage des - nun anerkannten - Mabillonischen Werkes. Sobald Papebroch das Werk gelesen hatte, erklärte er, daß er vollständig widerlegt wäre und nur die einzige Genugtuung empfinde, durch seine kleine Schrift dieses große Werk hervorgerufen zu haben.

"Der Kampf wurde auf beiden Seiten auf höchst anständige Weise ausgetragen und wurde der Ausgangspunkt für eine musterhafte, dauernde und feste Freundschaft zwischen dem Jesuiten und dem Benediktiner. In dem erbitterten Streit, den die Karmeliter gegen den Bollandisten führten, trat Mabillon z.B. mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität für Papebroch gegen die spanische Inquisition ein" [Foerster 11].

Halten wir hier kurz inne: Den erbitterten Konkurrenzstreit, der doch um den Besitz der reich beschenkten Benediktiner gegangen sein sollte [Fuhrmann 244], scheint es in Wahrheit gar nicht zu geben. Was dann? Eint die emsig forschenden Mönche schlicht das noble Bestreben, Ordnung ins verwirrende Chaos der - nach Pest, Himmels- und Kriegskatastrophen vergessenen - Vergangenheit zu bringen? Wären dann die heute aufgedeckte

falsche Chronologie und Geschichte ein Irrtum, der einzig ihrer Not und Unkenntnis entsprang? Entsprang er darüberhinaus ihrer Fähigkeit, aus der Not eine 'Tugend' zu machen, indem sie das einigermaßen und vermeintlich Bekannte mehrmals nach hinten 'umklappten', wie Fomenkos Ergebnisse vermuten lassen?

Nicht unerwähnt bleiben soll die Möglichkeit einer 'großen Verschwörung', d.h. einer großen humanistischen Quellenfälschungs- und -herstellungsaktion im Sinne Kammeiers, für die aber bislang Beweise fehlen [Marx; Illig 1995, 104; Niemitz 1991, 92]. Hatten sie also die Fälschungen ihrer Vorfahren a) vor Augen und b) wußten um deren Motive, oder haben sie c) alles selbst produziert?

Möglich wäre auch folgendes: Nehmen wir einmal an, die heute von uns mühsam ans Licht geholten Fälschungen und Geschichtsmanipulationen von Papst- und Kaisertum wie auch zahlreicher Königs-, Herzogs- und Fürstenhäuser, die ja den größten Teil des weltlichen und geistigen Standes stellten, wären den Orden bekannt gewesen (für die Motive muß dabei nicht dasselbe gelten), oder ihnen zumindest unangenehm aufgefallen. Dann ist kaum vorstellbar, daß irgendjemand - außer den Verlierern der bis dato durchkämpften Geschichte - ein Interesse an ihrer Richtigstellung gehabt haben könnte. Gefährdet gewesen wären dadurch die Besitzrechte der Kirche und weltlicher Mächte, aber auch die auf Fälschungen jedweder Art basierende Macht selbst. In diesem Fall wäre Einigkeit und Zusammenarbeit der Orden durch ein gemeinsames 'höheres Interesse' gegeben. Man könnte sich dann kaum eine geschicktere Strategie als die hier gewählte vorstellen. (Auf die Merowingerurkunden als Beispiel bezogen: Mit der eingeschlagenen Taktik sind nun beide 'echt': die vor Dagobert I. und die nach ihm. Auch die heiklen deutschen Kaiserurkunden lassen sich nach 'gewonnenem Spiel' leichter hinzugliedern usw.).

Soviel zum 'Spiel mit den Möglichkeiten', das von mir hier keineswegs entschieden werden soll. Nun könnte man meinen, nach Papebrochs Anerkennung von Mabillons Werk herrsche Ruhe, aber weit gefehlt:

"Der Skeptizismus gegen die Überlieferung und die ihr zukommende Treue gewann scheinbar noch an Ausdehnung" [Traube 31].

Dem Skeptiker ist längst aufgefallen, daß der bisherige Streit nur die "Echtheit" der Urkunden, nicht aber der Handschriften erbracht hatte. Ganz recht. Und wieder dürfen wir rätseln, ob das nun anhebende Geschrei wohl

recht. Und wieder dürfen wir rätseln, ob das nun anhebende Geschrei wohl von einer echten Wunde weiß, uns aber durch seine Übertriebenheit eben davon ablenken soll.

1693 griff der Jesuit Jean *Hardouin* (1646-1729) zum erstenmal in einer numismatischen Abhandlung nicht die Urkunden, sondern die auf die Manuskripte gestützte Überlieferung an.

"Nur Cicero, Plinius d.Ä., Virgilis Georgica, Horaz' Satiren und Episteln seien echt, alle anderen latein. Schriftsteller unter der Leitung eines gewissen Severus Archontius gefälscht. Später führte er aus, dies sei 1350-1480 geschehen" [Traube 32].

"Wie dieser wüste Skeptizismus immer weiter ausartete und immer deutlicher pathologischen Charakter annahm, zeigen folgende Behauptungen: von den griechischen Schriftstellern ist nur Homer und Herodot echt, die Konzilien sind gefälscht, die Kirchenväter sind unecht, das Neue Testament ist ursprünglich lateinisch geschrieben, alle Dokumente in angelsächsischer Schrift, aber auch die in angelsächsischer Sprache, ja diese ganze Sprache selbst ist Betrug - und all diesen Frevel hatten die Benediktiner zu Ehren ihres Ordens verübt" [Traube 33].

Hardouin mußte ein paarmal widerrufen, was ihn nicht davon abhielt, sofort wieder neue "Paradoxa" aufzustellen. Den Severus Archontius hatte er aus den *Scriptores historiae Augustae* entnommen, wo ein Mann dieses Namens als Münzkenner eingeführt wird, der einen Streit entscheidet. Hardouin selbst war zunächst Numismatiker. Wenn er leugnet, daß es eine angelsächsische Schrift gab, so deshalb, weil er auf einer Münze des angelsächsischen Königs Offa von Mercia dessen Namen in römischen Kapitalbuchstaben fand [Traube 32].

Soll man wirklich glauben, daß der Jesuitenorden bzw. die römisch-katholische Kirche einen derart 'pathologischen Spinner' in ihren Reihen, gar in vorderster 'Front' geduldet hätte und nicht in der Lage gewesen wäre, ihn zum Schweigen zu bringen? Wieso duldet die Kirche, daß über seine die Grundlagen der Kirche gefährdenden Behauptungen wissenschaftlich heiß diskutiert wurde, daß Hardouins These sogar schulbildend wirken konnte [Fuhrmann 244]? Wer breitete den 'Mantel des Spinnertums' über Hardouin, die Kirche oder die Forschung? Wurde hier ein Plan systematisch auf die Spitze getrieben, der sich bereits einmal als erfolgreich erwiesen hatte? Oder war die Verwirrung allgemein größer als mir vorstellbar

In seiner Behauptung der Unechtheit der auf die Urkunden gestützten Überlieferung fand Hardouin Unterstützung im Jahre 1703 durch den Jesuiten Barthélemy *Germon* (1673-1718). Traube zufolge war der zeitgenössische Eindruck, daß die Jesuiten planmäßig vorgingen und durch den Haß gegen die Mauriner und Benediktiner geleitet wurden. Denn deren Ruhm war in doppelter Weise mit der Überlieferung verbunden, Hüter des Schatzes und seiner wissenschaftlichen Ausmünzung zu sein. Germon

"verstieg sich zu der Ansicht, daß jegliche urkundliche Überlieferung des Frühmittelalters als Fälschung anzusehen sei, ein Rundumschlag, der wiederum die Besitztitel der Benediktinerklöster mitumfaßte" [Fuhrmann 245].

Laut Traube behauptete er, nicht nur die Urkunden seien alle gefälscht, sondern auch die handschriftlichen Überlieferungen. Die Codices seien (er sagt nicht: gefälscht, sondern) verdorben worden, interpoliert. Hauptsächlich bezieht er das auf die Überlieferung des Augustinus. Dazu Traube: "Hierüber läßt sich reden" [Traube 33]. Gegen Germon wandte sich noch einmal Mabillon, nach dessen Tode auch *Coustant* (1706). Man begnügte sich von nun an zunehmend mit Auseinandersetzungen über schriftinterne Feinheiten, über die Interpolationen usw.... kurz und gut, man tat das, was die Forschung bis heute tut: die Detailkritik so zu intensivieren, daß schon durch das Maß der aufgebrauchten Zuwendung sich der Gedanke verbietet, das Ganze könne eine Fälschung sein.

"Hardouin und Germon gehörten zu den 'Unbekehrbaren' [...] Sie gingen noch weiter als vor ihnen Jean de Launoy, der so schonungslos mit den Heiligenleben umgegangen war [...] Es bleibt ihnen doch das Verdienst, daß sie die Augen der gelehrten Welt wieder mehr auf die Betrachtung der Handschriften lenken und etwas von der Vorliebe für die Urkunden abziehen..." [Foerster 12].

Man könnte auch sagen, der Blick war erfolgreich von den Urkunden auf die Handschriften gelenkt worden. Darf man es sagen? Auch hier wieder die Vorarbeit von den Jesuiten und die weitere 'wissenschaftliche' Ausarbeitung von den Benediktinern?

Horst Fuhrmann, langjähriger Präsident der *Monumenta Germaniae Historica*, faßt das seltsame Treiben wie folgt zusammen, bevor er sich Laien wie Kammeier zuwendet, die ebenfalls an den Grundlagen der Mediävistik gerüttelt haben:

"Alle diese radikalen Äußerungen kamen von Gelehrten, die sich in alten Schriften auskannten, die ihre paläographische Erfahrung hatten und die überwiegend lateinische Urkundensprache beherrschten" [Fuhrmann 245].

An dieser Stelle leisten wir uns noch einen kleinen Exkurs: Es darf nicht verschwiegen werden, daß zu Anfang unseres Jahrhunderts der Schweizer Robert **Baldauf** in zwei weitgehend unbeachtet gebliebenen Büchern [1902; 1903] die Thesen Germons und Hardouins stützt, ohne sie offenbar zu kennen. Er führt eine vorwiegend sprachwissenschaftliche Untersuchung durch mit dem Fazit, daß

"Homer, Aeschylus, Sophokles, Pindar, Aristoteles [...] Kinder des Italien des 14. und 15. Jhdts. [...] sind. Unsere Römer und Hellenen waren die italienischen Humanisten."

Aus derselben Quelle stamme durchweg auch die auf Papyrus und Pergament geschriebene Geschichte der Griechen und Römer, sowie zum großen Teil die auf Erz und Stein geschriebene. Baldauf liefert damit bereits vor Kammeier diese bisher kaum zur Kenntnis genommene Unterstützung für eine humanistische Fälschungsthese.

1708 kommt ein anderes Mitglied der Mauriner Kongregation, **Montfaucon** (1655-1741), der Sproß eines altadeligen Geschlechts aus Narbonne. Er widmet sich der Buchschrift und den frühen Handschriften und rückt sie endgültig in den Mittelpunkt der Beschäftigung; damit ist die Paläographie als eigene Disziplin ins Leben gerufen, das Kind endlich geboren. Auch in den Brunnen gefallen? Traube vermutet, daß dieses Kind seine

"schönsten Siege gewiß noch nicht erfochten hat [...] daß seine Waffen erst noch geschliffen und gestärkt werden müssen" [Traube 3].

Aber auch auf dem Gebiet der Geschichtsforschung ist die Zeit nicht märchenhaft stehengeblieben. So kommt z.B. neue Bewegung in die Frage, wieso die merowingische Schrift wegen angeblicher Unlesbarkeit durch die karolingische Schrift ersetzt werden mußte, obwohl sie selbst für heutige Augen durchaus gut lesbar ist [Martin 1996]. Und die Waffen dürften wohl veraltet sein, auch wenn - wie Herr Fried meint - alle nur phantasieren.

## Literatur

- Baldauf, Robert (1902): *Historie und Kritik. IV. Das Altertum*; Basel  
- (1903): *Der Mönch von St. Gallen*; Leipzig
- Foerster, Hans (1963): *Abriß der lateinischen Paläographie*; Stuttgart
- Fried, Johannes (1996): "Die Garde stirbt und ergibt sich nicht"; in *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 3.4.96
- Fuhrmann, Horst (1996): *Überall ist Mittelalter*; München
- Illig, Heribert (1995): "Fomenko - der große, statistische Wurf? Rezension und Standortbestimmung"; in *Zeitensprünge* VII (2) 104  
- (1996a): "Von der Karlslüge. Über die Fortsetzung einer wissenschaftlichen Debatte"; in *Zeitensprünge* VIII (3) 327-336  
- (1996b): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Lincoln, Henry/ Baigent, Michael/ Leigh, Richard (1984): *Der heilige Gral und seine Erben*; Bergisch Gladbach
- Martin, Paul C. (1996): "Hinweis auf ein merowingisches Manuskript"; in *Zeitensprünge* VIII (2) 191ff
- Marx, Christoph (1996): "Der (bislang) letzte 'Große Ruck' 1348"; in *Zeitensprünge* VIII (3) 339-357
- Müller, Angelika (1990): "Die Quelle. Über die Zweifelhaftigkeit 'alter' Überlieferung"; in *VFG* II (5) 15  
- (1992): "Jesuiten gegen Benediktiner: Wer fälschte besser?"; in *Efodon* 12/92
- Niemitz, Hans-Ulrich (1991): "Fälschungen im Mittelalter"; in *VFG* III (1) 21
- Traube, Ludwig (1965): *Vorlesungen und Abhandlungen*. Bd.I; München (1909)

Angelika Müller 12059 Berlin, Elsenstr. 43

## Wie das letzte Aufgebot

Historiker bringen kein stichhaltiges Argument gegen die Phantomzeit

Heribert Illig

Der einstige *Karl der Fiktive* präsentierte sich justament zu meinem Geburtstag Econ-gestaltet in den Buchhandlungen. Wie würde *Das erfundene Mittelalter* aufgenommen werden? Würde die Erstausgabe die letzte sein oder aber wegen Übernachfrage kontingentiert und Hamsterkäufe verboten werden? Würden die Medien das Publikum zum Lesen animieren oder gründlich abschrecken? Die Frage erhielt durch einen schnellen Doppelschlag ihre erste Antwort. *Die Welt* ließ den promovierten Historiker *Berthold Seewald* gleich zweimal vorpreschen. Der zeigte sich nicht fachlich berührt, sondern spottete am 14.9. munter-höhnisch über mein angebliches Motto: "Zwei Fragezeichen sind eine Antwort". Der Schlußabsatz - kryptisch angelegt - brachte mich wieder in die Nähe rechtsdumper Hirne, was schon Prof. Johannes Fried wichtig gewesen war:

"Das [Illigs Schnitzeljagd] ist so lange kurzweilig, wie Wein im Glas ist. Wären da nicht die Folgekosten. Nicht nur für die Getränke, sondern für jene, die sich, wie Illig, als 'Außenseiter' fühlen und von Klio schlichte Erklärungen verlangen. Ihnen den Unsinn wieder auszutreiben, wird auf die Dauer nämlich teuer."

Zehn Tage später berichtete derselbe Seewald über den Historikertag, besser gesagt über das, was dort nicht geschah. So vermißte er Konzepte zur seriösen Popularisierung der Forschung. Deren Fehlen hätte dazu geführt, daß Daniel Goldhagens Thesen (*Hitlers willige Vollstrecker*) zum Bestseller und hier nicht debattiert wurden. Gerade die komplexen Ergebnisse der Forschung förderten den "Wunsch nach einfachen Antworten, die die Flucht in die Irrationalität ermöglichen". Deshalb "wirken Goldhagens schlichte Antworten in gefährlicher Weise antiaufklärerisch". Gleich neben diesem Goldhagen war erneut Illig zu rügen, der "nach dem bekannten Kalauer gehandelt" hat: "Warum einfach, wenn es auch kompliziert geht". So stehen nun Rechtsnationale, Goldhagen und meine Person gemeinsam für Antiaufklärung. Nahebei stehen laut Seewald auch die Journalisten, weil sie sich beim "Karl-Eliminator" melden und nicht bei Prof. Johannes Fried, der mit seinem preisgekrönten Werk unbefragt blieb - eine Zähre für den frischgewählten Vorsitzenden des Verbandes der Historiker Deutschlands.

Verzichtete Seewald bei seiner Doppelattacke auf jedes Argument, mußte von der *FAZ* mehr erwartet werden. Zur Buchmesse plante sie eine halbseitige Rezension des Buches durch den Mediävisten *Matthias Grässlin* ein. Der bereitete sich gründlich vor und kannte die gesamte Literaturliste und jeden Halbsatz meines Buches, sogar meine Friedell-Dissertation, als er mich zwei Stunden lang am Telefon examinierte. Insofern war ich gespannt, welche Lücken er in meiner Beweisführung aufdecken würde.

Das Ergebnis war frappant: Der ellenlange Artikel enthielt kein einziges stimmiges Argument, dafür Häme in Hülle und Fülle. So schrieb er zur Kalenderproblematik, Illig

"unterstellt also, bereits Gregor XIII. habe die Zeitfälschung bemerkt.

Eine passable Romanidee, nur ist sie historisch wertlos: Sie basiert auf keinerlei Dokumenten."

Diese Dummheit wurde erst durch Grässlin zu einer Unterstellung, wenn auch zu seiner. Ganz egal, ob die Päpste um die Phantomzeit wußten, sie vergessen oder wieder entdeckt haben - zu Zeiten von Gregor XIII. zählte nur eines: Damit astronomische Situation und Kalender wieder in Einklang kamen, mußten 10 Tage übersprungen werden. Daß 10 Ausgleichstage nicht bis zu Cäsar zurückreichen, war auch klar, weshalb zwangsläufig Nicäa als Bezugspunkt zu nennen war. Ob aus altem Wissen, Nachrechnung oder Berechnung, das hat Gregor XIII. vielleicht mit ins Grab genommen.

Grässlin hatte sich extra von mir die Niederschrift der einstündigen Rundfunkdiskussion mit den Professoren Schieffer und Prinz erbeten. Ich wiederum hatte gehofft, daß ihm die dortigen professoralen Defizite zu Archäologie und Architektur auffallen würden. So war es. Grässlin meidet das Wort 'Archäologie' wie der Teufel das Weihwasser, während er das Problem 'Architektur' als erster Mediävist anpackt, doch in ganz erstaunlicher Weise. Die hier wiedergegebene, vollständige Passage zeigt, wie ernst 70 Seiten Architekturargumentation genommen werden können:

"Auch Illigs bau- und kunstgeschichtliche Argumente wirken zunächst evident und anschaulich, münden aber stets in Milchmädchenrechnungen. Die Aachener Pfalzkapelle, das Weltwunder Karls des Großen und angeblich erbaut um 800, muß als Exempel erhalten: Mit Kennerblick werden hier 24 technisch-stilistische 'Anachronismen' entdeckt, bienenfließig aufgelistet und mit antiken oder romanischen Bauten verglichen. Dann wird gerechnet, und schon spuckt der Taschenrechner eine

Neudatierung aus: Salierzeit, zweite Hälfte des elften Jahrhunderts. Und Texte, welche dieses Datum eventuell stützen könnten? Fehlanzeige: Illigs Kunstkalkulator (den er sich patentieren lassen sollte!) kann zwar die Grundrechenarten, aber kein Latein."

Angesichts derartig selbstbewußter Ignoranz wird verständlich, warum die Mediävistik nie kritisch über die Bauzeit der Aachener Pfalzkapelle nachgedacht hat und warum bis dato kein Architekturhistoriker eine Stellungnahme dazu abgab. Insofern steht hier eine ernsthafte Antwort weiterhin aus.

Noch etwas aus der Rundfunkdiskussion erschien Grässlin aufgreifenswert. Prof. Prinz bezeichnete mich dort als umgekehrten Däniken, der nicht überirdische Wesen einschleuse, sondern berühmte Persönlichkeiten aus der Weltgeschichte hinauskatapultiere. Grässlin stieß als treuer Paladin ins selbe tumbe Rolandshorn:

"Illigs Theorie der Phantomzeit ist eine Art umgekehrter Ufologie: Sie läßt nichts Unmögliches wahr werden, sondern Mögliches falsch. Beide sind Produkte einer *petitio principii*: Die eine meint, im Universum müsse es so zugehen wie auf der Erde, die andere verwechselt Geschichte mit Logik."

Und damit fand Grässlin zu meinem größten Handicap. Hatte Prof. Fried einst in der *FAZ* konstatiert, meine plausibel klingende Hypothese sei "mit eben jener schöpferischen Phantasie kalkuliert, auf die kein Historiker verzichten kann", nur leider hätte ich keine konstruktive, sondern eine destruktive Phantasie, so diagnostizierte Grässlin bei mir einen "Mangel an historischer Phantasie", überkompensiert durch eine "Logik der Zeit", durch "logische Realitätsleugnung" und eine "mathematische Historik":

"Um vor den Augen Heribert Illigs Gnade zu finden, müßte der Karolingerzeit alles Menschliche fremd sein. Wäre sie ohne Ereignisse, Chaos oder komplexe Strukturen, dann könnte er wieder mit ihr rechnen. Vorher aber nicht. Mit dieser Methode läßt sich die gesamte Weltgeschichte ausradieren."

Diesen Schluß wird jeder Mediävist ziehen, für den die Weltgeschichte allein aus Urkunden besteht. Denn der weiß: Wären sie gefälscht, bliebe ihm nur Staub in seinen Händen. Wie macht man es dieser Disziplin begreiflich, daß reale Epochen aus mehr als Papier, Papyrus und Pergament bestehen? Wollen ihre Vertreter ewig ignorieren, daß gelebte Zeiten alles mögliche hinterlassen, selbst wenn es 'nur' Zerstörungsschichten sind?

Wenn sie auf immer den Kopf in ihren Urkunden verstecken, werden sie nie verstehen, daß zwar die Geschichte keiner uns bekannten Logik folgt, daß aber die Spuren dieser Geschichte sehr wohl mit Logik besser zu verstehen sind. Grässlin begreift zum Beispiel nicht, daß es so etwas wie Handwerker- oder Bauhüttentradition gibt, die vom Einfachen bis zum Übersteigerten führt, daß es innerhalb einer sinnfreien Geschichte sehr wohl Entwicklungsstränge gibt, die entweder logisch zwingend ablaufen oder überhaupt nicht. Eine gotische Kathedrale entsteht nicht als Papierfaltbogen, sondern als Produkt kumulierter Bautraditionen. Weil romanisch-gotisches Mittelalter auch außerhalb von Urkunden in einer Überfülle präsent ist, würde ich - entgegen Grässlins Unterstellung - derartig gut belegte Epochen niemals zur Streichung anempfehlen.

Das Verwecheln von Logik und Phantasie wird noch an einem anderen Argument von Grässlin deutlich. Daß Beda Venerabilis mit der 'Null' rechnet, wie ich angeführt hatte,

"ist originell gesehen, kann aber die Authentizität Bedas allein kaum anfechten. Es könnte als Parallelerfindung gedeutet werden - warum soll ein englischer Benediktiner dümmer sein als ein indischer Buddhist?"

So folgert Grässlins fruchtbare Phantasie. Die mathematische Logik, die bei Ziffern so abwegig nicht ist, sieht ein bißchen mehr. Natürlich kann ein Beda so klug sein wie ein Inder, aber ich hatte ausdrücklich hinzugesetzt, daß Beda die Kenntnis der Null bei seinen Lesern bereits voraussetzt. Da Beda immer als verehrungswürdige Koryphäe galt, muß es demnach eine Leserschaft gegeben haben, die mit der Null umzugehen wußte. Hat die ihr Wissen aufgegeben, obwohl Beda immer wieder kopiert worden ist? Es ist also nichts mit der Parallelerfindung, und es ist nicht gut, wenn die Logik an unpassender Stelle durch Phantasie ersetzt wird.

Der Rest war, mit Verlaub, nur Krampf. Ich werde verhöhnt, weil der zweite Band noch nicht im ersten enthalten ist, ich werde erkannt als geniales Kasperl, das ohne Umwege, "gleichsam im Zeitsprung" in die Seminare dränge. Doch "letztlich bleibt der Sinn seines bizarren Forschungsberichtes rätselhaft". Die schlimmsten Ausfälle gingen noch weiter unters Niveau der FAZ, so daß der Redakteur ein Drittel von Grässlins Auslassungen wegschnitt und durch das Bild eines ertrinkenden Königs ersetzte.

Das Resümee? Die Kritiker sollten ihre Überlegungen einstellen, ob ich zuviel oder zuwenig an Phantasie, Logik oder Lateinkenntnissen besitze.

Das ist so relevant wie der andernorts begrübelte Zusammenhang zwischen Phantomzeit und meiner Haarbürste. Dadurch wird kein einziger all jener Widersprüche ausgeräumt, die von den Mediävisten seit Jahrzehnten verwaltet und von mir offengelegt werden. Braucht man diese Widersprüche als Beschäftigungsgarantie oder könnte es nicht doch auch ein bißchen um Aufklärung gehen, oder steht mittlerweile überall Antiaufklärung für Aufklärung? Mediävistische Rezensenten sollten außerdem nicht nur schweifender Phantasie das Wort reden. Könnte nicht sogar mathematisch-klare Logik stichhaltige Argumente zu Tage fördern? Anhaltendes Gegifte ohne Sachargumente erweckt auf jeden Fall den Eindruck des letzten Aufgebots. Ginge es nur darum, vor meinem Buch zu warnen, wäre das viel effizienter zu leisten. So brauchte das Aschaffener *Main-Echo* dafür nur zwei Zeilen:

"Über weite Strecken nicht ganz ernst zu nehmen, aber immerhin eine ganz interessante Lektüre für Historiker ist Heribert Illigs Buch..."

Nach diesem kürzesten und dem bislang aufwendigsten Versuch, die Fakten meines Buches zu ignorieren, habe immerhin ich verstanden, warum die Mediävisten selbst niemals zu einer Auflösung ihrer Widersprüche gelangen konnten. Das unentwegte Starren auf pergamentene Urkunden kann zu dramatischen Blickverengungen führen. In Mannheim wird gerade die deutsch-französische Jahrtausendausstellung über "*Die Franken - Wegbereiter Europas*" gezeigt. Dort ist auch der aktuelle Stand in Fragen "Königliche Kirchen der Merowinger in Paris und Saint-Denis" zu finden. Hier war ich gespannt, wie die Bauforschung die Ergebnisse der von mir im MA-Buch ausführlich zitierten Bauarchäologen Jan van der Meulen und Andreas Speer [1988] aufgenommen hat. Dieses Buch wird im Katalog genannt, und Antje Kluge-Pinsker verspricht:

"Der folgende Vorschlag einer Baugeschichte der Abteikirche ergibt sich aus einer Zusammenschau der derzeit veröffentlichten verfügbaren Fakten" [Katalog 429].

Gleichwohl bringt es die Autorin fertig, ausgerechnet die jüngsten Befunde, eben jene von v.d. Meulen/Speer restlos zu ignorieren. Dank der früheren Ausgrabungen, die zum Teil vor dem Zweiten Weltkrieg durchgeführt wurden und zu "schattenhaften Umrissen des Gebildes einer Kirche, die nie existiert hat", führten [v.d.Meulen; s. MA-Buch 357], kann dann natürlich alles so bleiben, wie es immer war - buchstabengetreu und karlsgemäß.

Diese Ausstellung hat auch *Michael Skasa*, zur Abwechslung ein Nicht-Mediävist, besucht. Er erhoffte sich Aufschluß über die Zeit "zwischen den Jahren des Herrn 350 und 850, so praeterpropter", stellt doch die Ausstellungsleitung voll Stolz fest: "alle führenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Frankenforschung sind daran beteiligt", wohlbehütet von den Schirmherren Jacques Chirac, Helmut Kohl, Erwin Teufel und Philippe Douste-Blazy. "Da kann eigentlich nichts fehlen. [...] Nichts fehlt von dem, was es gibt. Nichts als der Durchblick." Denn die Ausstellung kann nichts von dieser Zeit vermitteln, allenfalls "eine Inventarsammlung über 300 tatsächlich dunkle Jahre". Und gerade dieser jammervolle Eindruck führt den Rezensenten der *SZ* direkt zu einem Buch, das diese Zeit als erfunden ansieht, "ein aberwitziges Buch, jedoch ungemein belesen und daher auch verwirrend stichhaltig. [...] Und wir hätten obendrein die Erklärung dafür, warum die große 'Franken'-Ausstellung in Mannheim, später Paris und Berlin, einfach keine wirkliche Anschauung dieser dreihundert [corr.] Jahre gibt."

Ein anderer freier Kopf hat, diesmal im *SZ Magazin*, eine vielgelobte Darstellung wesentlicher Teile der Phantomzeit-These geschrieben, die den Kauf des Buches schon fast erübrigt. Getreu dem Motto 'Alles eine Frage der Zeit!' schlug *Christian Gottwalt* den Bogen von den kalendarischen Grundaussagen des "Ketzers aus Gräfelfing" bis hin zu Aachen. Er konnte auch Prof. *Max Kerner* zu der hübschen Replik animieren: "Hier in Aachen, wo jedes Jahr der Karlspreis verliehen wird, sind Zweifel an Karl wie das Leugnen des Heiligen Geistes". Hübsch war auch, wie sich der Münchner Ordinarius *Stefan Weinfurter* in einem Rundfunkinterview die Argumentationslast erleichterte. Er werde den Verdacht nicht los, daß ich einen intelligenten Scherz machen würde. Es darf also gelacht werden. Ansonsten konzidierte er, daß seit bald 100 Jahren nicht mehr über Chronologie nachgedacht werde, rügte, daß er sich meine konzertierte MA-Aktion trotz der zahllosen Fälschungen nicht vorstellen könne und verwies auf die Dendrochronologie.

Dem kann ich mich dann wieder anschließen. Nicht nur die Urkundenkennner, sondern gerade auch die Naturwissenschaftler, die Architekturhistoriker und die Archäologen sind um Stellungnahme gebeten.

## Weitere Reaktionen auf das erfundene Mittelalter

- 4.6. 1996 *N3 Norddeutsches Fernsehen*, Vorabendprogramm - Thilo Knops: - [Üble Glosse über Hamburger *Zeitensprünge*-Jahrestagung und Phantomzeit] ♣
- 6.6. *Neue Westfälische [Zeitung]*, Bielefeld - mv: "Heribert Illig und seine Theorie von 300 fehlenden Jahren. Otto der III. ein großer Fälscher?" ♣
- 16.6. *Deutsche Welle* - Xaver Frühbeis: Kurzbericht übers zu lange Mittelalter ♣
- 23.7. *Mitteldeutscher Rundfunk*: - [Ganztägiger Mittelaltertag mit Mediävist Prof. Dr. Dietrich Kurze im Studio mit Telefoneinblendung aus Gräfel-fing] ♣
- 28.8. *Ostdeutscher Rundfunk Brandenburg*, Potsdam - Xaver Frühbeis: "Das Mittelalter - eine Fälschung?" (Jeweils einstündige Rundfunk-sendung mit Musik, Illigs Argumenten und einer Gegenrede von Prof. Dr. Stefan Weinfurter, München; *Journal nach 10*, *Wissenschaftsmagazin*, 10.00 und 22.00) ♣
- 14.9. *Die Welt*, Berlin - Berthold Seewald: Heribert Illig ent-sorgt Karl den Großen ♣
- 24.9. *Die Welt*, Berlin - Berthold Seewald: Die Geschichte wird leicht Opfer gefährlicher Schlichtheit ♣
- 26.9. *Main-Post*, Aschaffenburg - [Kuzverriß] ♣
- 1.10. *Die Gegenwart*, Innsbruck - Johanna Felmayer: Karl der Große, am Sockelfundament abgesägt ♣
- 1.10. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* - Matthias Grässlin: Dr. Seltsam und die Zeitbombe. Heribert Illig kuriert die Chronologie [halbseitig] ♣
- 1.10. *Deutschland-Radio*, Köln - [X. Frühbeis' 18-Min.-Sendung in *Galerie Merk-Mal*] ♣
- 1.10. *Radio Bremen* - 12-Min.-Interview über die Buchneuerscheinung ♣
- 3/1996 *Der Haruspex*, Kaiserslautern - ml: Karl der Erfundene ♣
- Das Sonntagsblatt*, Dresden - Klemens Hogen-Ostlender: Ein Super-Kujau erfand 'Karl den Fiktiven' ♣
- 10.10. *Mainpresse*, Würzburg - hg: Karl der Super-mann ♣
- 14.10. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* - Günter Lelarge: Zu lange an bepinseltes Papier geglaubt [Leserbrief zum 1.10.] ♣
- 19.10. *Oberöster-reichische Nachrichten*, Linz - Das erfundene Mittelalter ♣
- 21.10. *Ultimo*, Münster - Erich Sauer: Mittelalter war gestern ♣
- 23.10. *TV-München*: - [Buchvorstellung im Vorabendprogramm] ♣
- 24.10. *TV-München*: - [dito im Frühstücksprogramm] ♣
- 24.10. *Hessischer Rundfunk 1* - [Frühbeis-Kurz-sendung in der Sendung *Meridian*], 15.05 ♣
- 25.10. *SZ-Magazin*, München - Christian Gottwalt: *Zurück in die Zukunft* [dreiseitig] ♣
- 25.10. *Tages-Anzei-ger*, Zürich - Karl-Iversen Lapp: Umbrüche. 3mal frühes Mittelalter ♣
- 28.10. *Bayerischer Rundfunk*, BR1 München - [Buchvorstellung in der Sendung *Kulturplaudereien*, 22.00] ♣
- 30.10. *Süddeutsche Zeitung*, München - Michael Skasa: Fabeln, Fabeln, eine Welt von Gräbern. Zur Ausstellung 'Die Franken - Wegbereiter Europas' in Mannheim ♣

# "Wiegenlied auf einen großen Kaiser

Raimund Eberle\*

\* Ex-Regierungspräsident von Oberbayern

In meinem Terminkalender stand letzten Sonntag: 'Gauting, Tag des offenen Denkmals'. Mein Schwiegersohn Hans Haller hatte mich in seiner Mühle an der Würm als Besucher-Betreuer eingeteilt. Wohl an die 500 Leute kamen, um eine Mühle von innen zu sehen, die täglich 120 Tonnen Getreide mit modernster, computergesteuerter Technik verarbeitet - und um die Wiege Karls des Großen im Eingang des Wohnhauses zu bestaunen. Mit Schmunzeln hörten die Besucher, was es damit auf sich hat.

König Pippin der Kurze ... wollte Berta, Tochter des Königs von Britannia, heiraten ... Oberhofmeister ... hatte eine Tochter gleichen Alters und wollte sie dem König als Braut unterschieben ... Die echte Berta fand nach langem Irren die Mühle an der Würm ... Magd ... sieben Jahre lang ... Um 740 war Pippin in dieser Gegend auf der Jagd ... zur Reismühle ... begann sogleich mit männlichem Werben ... da kam es heraus: sie war Berta, die wirklich Auserwählte. Der König holte Versäumtes nach mit dem Ergebnis, daß Berta neun Monate später in der Reismühle (wo sie der König, zur Sicherheit und wohl ausgestattet, zurückgelassen hatte) einen Knaben gebar, der später der große Kaiser Karl geworden ist ... Einhard, Geheimsekretär des Kaisers, hat bald nach dessen Tod eine Lebensbeschreibung aufgesetzt, aber Ort und Zeit der Geburt verschwiegen. Die Forscher fanden dafür einen Grund: Karl und Berta [seine Mutter] waren Vetter und Base [?] ... Es gibt drei oder vier Städte, die behaupten, Karls des Großen Geburtsort zu sein. Aber in den Panzerschränken der Bayerischen Staatsbibliothek wird eine sehr kostbare Handschrift verwahrt, die Weißenstephaner Chronik, 1472 von einem Mönch verfaßt. Dort ist alles genau beschrieben, wie es hier wiedergegeben ist. Kann man am Bericht eines Mönchs zweifeln? Und keiner der anderen Orte hat, wie die Reismühle in Gauting, die Wiege des nachmaligen Kaisers vorzuweisen. Man muß nur daran glauben, daß sie es auch wirklich ist."

[*Münchener Merkur* vom 27.9.96; Originaltitel: Auszüge durch H.I.]

# 'Katastrophen und Menschenschicksale'

Ein Beitrag zum Katastrophismus im 20. Jahrhundert

Klaus von Münchhausen

Ergänzt um Bildmaterial, das aus dem US-Space-Shuttle geschossen wurde, machte uns die *Neue Zürcher Zeitung* am 5.6.96 auf einen Meteoritenkrater aufmerksam, dessen Durchmesser 18 km beträgt. Er liegt im nördlichen Tschad und ist durch seine drei konzentrischen Ringe besonders gut erkennbar. Zwei weitere Krater, einer von 12 und ein anderer von 1 bis 2 km Durchmesser, liegen in unmittelbarer Nähe. Bemerkenswert ist diese Nachricht durch ihren vorletzten Satz: "Französische Geologen konnten den ungefähren Zeitpunkt dieser Astrobleme bestimmen: Sie sind zwischen 3.500 und 14.000 Jahre alt."

Damit wird uns aus der Schweiz gemeldet, daß nicht etwa vor Jahrmillionen, sondern praktisch 'vorgestern' drei schwerste Einschläge auf dem Planeten Erde zu verzeichnen waren. Wir erinnerten uns, daß im weniger als 1.000 km entfernten Südtunesien, in der Region des Schott el-Djerid in den zwanziger Jahren dieses Jhs. der Berliner Professor Herrmann gegraben und bemerkenswerte Funde gemacht hatte, die ihn zu dem Ausspruch veranlaßten:

"Die Verschlechterung des Klimas und geologische Veränderungen haben namentlich im westlichen Teil der heutigen Sahara zusammengewirkt, um in wenigen Jahrtausenden ausgedehnte Kulturlandschaften in die ödesten Wüsten zu verwandeln" [Herrmann 20].

Albert Herrmann veröffentlichte im Jahre 1936 in Schönfeld's Verlagsbuchhandlung in Berlin das Buch *Katastrophen, Naturgewalten und Menschenschicksale*. Im Vorwort des umfangreichen Werkes erläutert Herrmann die Gegenstände seiner Studien und seine Absichten (blanke Seitenangaben immer auf dieses Buch bezogen):

"Planmäßig geht das Buch aus von zahlreichen Flutsagen der Alten und der Neuen Welt, um hier zum ersten Male festzustellen, daß den meisten Sagen wahrscheinlich zwei verschiedene Überschwemmungskatastrophen zugrunde liegen, die eine unmittelbar nach der Eiszeit in

Westturkestan, die andere erst um 1680 v. Chr. als Folge einer kosmischen Katastrophe. Als dritte vorzeitliche Katastrophe erscheint der Untergang von Atlantis, der sich nach meinen langjährigen Untersuchungen wesentlich anders abgespielt haben muß, als man aus der bisher von Plato überlieferten Sage entnimmt. Es war nicht der Untergang eines Erdteils in unserem Atlantischen Ozean, sondern ein bis 1300 v. Chr. blühendes Kulturreich in Nordwestafrika" [10].

Da liegen bemerkenswerte Informationen auch für den vor, der kein überzeugter, weil nämlich schlecht informierter Velikovskyaner ist: Professor Herrmann sieht die Hauptursache der ersten Flutkatastrophe im Abtauen der extrem großen Eisformationen aus der zu Ende gehenden Frostperiode. Dann sieht er eine aus extraterrestrischen Ereignissen herrührende Großkatastrophe gegen -1680, schließlich eine dritte, wohl wieder extraterrestrisch induzierte Katastrophe gegen -1184. Er ergänzt seine Beweisführung durch die Analyse etlicher Flutsagen, vom Gilgamesch-Epos bis zu den Bildberichten der Algonkin-Indianern Nordamerikas.

Bemerkenswert ist, daß die hebräischen Flutsagen voll in die Gesamtanalyse eingearbeitet sind und von der Heiligen Schrift der Juden mit größtem Respekt gesprochen wird. Wir finden kein Wort von Judenhaß oder indirekter Herablassung vor dem alten Volk. Vielmehr werden die Ursprünge der Flutberichte sorgfältig untersucht und verglichen; hier einige Auszüge:

"Damit gewinnen wir zugleich ein besseres Verständnis für den Gang der Sintflut nach der Darstellung des Alten Testaments (1. Buch Mose, 6-9). Hier hat die alttestamentarische Forschung zunächst festgestellt, daß zwei Berichte miteinander verarbeitet sind, der Bericht der Priesterschrift und der des Jahwisten. Beide stimmen darin überein, daß sich Noah mit den Seinigen in einen Kasten rettet. [...] Der größte Unterschied besteht wohl darin, daß nach der Priesterschaft die Sintflut ein ganzes Jahr, nach den Jahwisten dagegen nur etwa hundert Tage dauert. Wir sehen in dem letzteren ein gewisses Zugeständnis an die noch kürzere Dauer der babylonischen Darstellung. [...] Die Fassung der Priesterschrift versetzt uns überhaupt in eine ganz andere Welt" [20].

Nun folgt eine Darstellung der Sintflut, dann seine Bewertung:

"Über Stellung und Bedeutung der biblischen Sintflutsage herrschen bisher vielfach unklare, sogar falsche Vorstellungen. Zunächst vergißt man so leicht, daß der Bericht, wie er uns heute vorliegt, erst im 5. Jahrhundert v. Chr. redigiert wurde, daß er also gewisse Erweiterungen erfahren haben muß, die meistens erst in Babylon erfolgt sind" [21].

Bemerkenswert ist die von Herrmann vorgenommene Verortung des Gartens Eden:

"Wo dacht sich nun der ältere Hebräer den Schauplatz der Sintflut? Auf die richtige Spur bringt uns [...] das entsprechende Kapitel im Buche der Jubiläen [...] Eden ist hiernach, wie ich in meinem Buch 'Die Erdkarte der Urbibel' näher dargelegt habe, das glückliche Arabien mit Abessinien" [22].

Herrmann begründet diese Analyse mit klimatischen Beobachtungen vor dem Hintergrund der typischen örtlichen Regenzeitperioden und nicht, wie Kamal Salibi es 1985 mit antizionistischem Unterton vorstellte, mit den Ortsnamen in einer arabischen Region um Mekka, den Hedschas. Keine Absichten Herrmanns also, die Juden zu einem in Judäa/Palästina nicht beheimateten Volk zu machen:

"Wie ich in meinem genannten Buch dargelegt habe, stammen sehr alte Teile der hebräischen Sagen aus Ostafrika; hier saßen sicherlich schon zu Zeiten Salomons (um 950 v. Chr.) hebräische Kolonisten. [...] Aus ihrem Land wanderte dann dieser Sagenschatz hinüber nach Palästina, wo ihn ein hebräischer Schriftgelehrter in die Bibel seines Volkes aufnahm. Wir sehen also, daß der biblische Sintflutbericht mit Israel nichts zu tun hat, sondern erst verhältnismäßig spät, wahrscheinlich unter dem König Salomo aus der Fremde hereingeholt wurde. [...] Wenn wir uns nun der Frage zuwenden, woher die Träger der ostafrikanischen Kultur am Roten Meer die vorbiblische Überlieferung übernommen haben, so stehen wir hier noch vor einem Rätsel" [23f].

Die Datierung für die vorletzte Katastrophe (um -1680) gewinnt er unter anderem über die chinesischen *Bambus-Annalen*:

"Im zehnten Jahre (des letzten Herrschers der Hsia-Dynastie) kamen die fünf Planeten aus ihrer Bahn. Nachts fielen Sterne wie Regen. Die Erde bebte. Die Flüsse J und Lo (in der Provinz Honan) wurden trocken" [36].

Dann kommt Herrmann auf die heute meist als Fälschung erachtete Ura-Linda-Chronik, die aus dem hiesigen Nordischen berichtet. Er räumt ein, daß sie im vorigen Jahrhundert vermutlich um die Hälfte verlängert wurde, billigt ihr aber hinsichtlich der Darstellungen der Naturereignisse einen harten verifizierten Kern zu. Beide Berichte lassen sich nach seiner Ansicht zeitgleich auf das Jahr -1680 datieren. Die Auswirkungen dieser kosmischen Katastrophe habe nach Herrmann im Mittelmeerraum verheerende Folgen gehabt:

"Ebenso gehört hierin eine andere griechische Sage, die von den Bewohnern der Insel Samothrake unweit der Dardanellen erzählt wird. Sie hätten einst eine große Überschwemmung erlebt, die damit begann, daß die Mündung des Bosporus durchbrach und danach am Hellespont, den heutigen Dardanellen. 'Bis dahin war nämlich der Pontos - Schwarzes Meer - ein See gewesen, durch die einströmenden Flüsse war er aber so geschwellt worden, daß schließlich die Überfülle des Wassers einen gewaltigen Durchbruch durch den Hellespont erzwang...' So erklärt es sich auch, daß in späteren Zeiten Fischer in ihren Netzen die Kapitäle steinerner Säulen emporgezogen haben, denn es wurden damals ganze Städte vom Meere verschlungen. [...] Wir wissen bereits namentlich durch die Forschungen von Walter Penck, daß erst in jüngster geologischer Zeit durch Schrägstellung der thrakischen Rumpfmasse der Bosporus entstanden ist. [...] Als man sich nach drei Jahren von diesen Leiden erholte, war die Welt eine andere. Das Klima hatte sich, wie es scheint, verschlechtert" [36f].

Plato wird zum Zeugen genommen für den um -1184 erfolgten Untergang von Atlantis, das wir nach Herrmanns Ansicht in der tunesischen Wüste bei Schott el-Djerid finden. Mit Vertrauen auf die griechische Überlieferung und die Kenntnisnahme gewisser Tatsachen, so daß man in der Tiefe der Region noch im Mittelalter Schiffsreste und unzählige andere Beweise für ein seefahrendes und dort vormals siedelndes Volk gefunden habe. Und die Spuren einer vermutlich auch kosmisch verursachten Katastrophe seien nach drei Expeditionen für ihn unübersehbar.

Nach ausführlichen Schilderungen anderer Ereignisse, die die Menschheit immer wieder plagten, kommt Herrmann aus langer, eigener Forschung auch an den Orten des Geschehens zu dem Schluß:

"Dagegen hat sich gezeigt, daß gewissen Sintflutsagen, die sich auf die Ägäis und das Schwarze Meer beziehen, wahrscheinlich ein kosmischer Ursprung zu grunde liegt. [...] Denn es handelt sich hier offensichtlich um dieselbe dreijährige Katastrophe, von der gleichzeitig eine chinesische und eine nordische Chronik berichten (um 1680 v. Chr.). Die dort geschilderte Weltkatastrophe begann mit einer Verdunklung der Sonne, die Luft ward trüb und dämmerig, zahlreiche Meteoritenhagel gingen nieder" [437].

Herrmann erwähnt in seinen Quellen nicht den Franzosen Boulanger, der uns von den Flutritualen der Alten berichtet, und er nennt auch nicht Cuvier. Dafür taucht in der ungewöhnlich langen Literaturliste ein weithin unbekannter E. Szalmari (*Die großen Katastrophen*, 1928), ein A. Defant (*Eisberge und Eissicherungsdienst*, 1933) oder auch ein K. Knoch (*Klima und Klimaschwankungen*, 1930) auf. Insgesamt läßt die Bibliographie recht ausführliche Studien des Berliner Professors vermuten.

Arisch-germanenhaftes Wittern früher Wurzeln des Deutschtums aus der Zeit vor irgendwelchen Unwettern auf dem Erdball sind nicht Herrmanns Ziel. Der Welteislehrer Hörbiger wird an passender Stelle als "phantastischer Theosoph und Okkultist" bezeichnet, für den Flutberichte nur "willkommene Objekte für Spekulationen" sind [40].

Klaus von Münchhausen, Raphael-Lemkin-Institut an der Universität Bremen

# Evolution des Papstes

■ **Johannes Paul II. glaubt, daß Darwin  
irgendwie recht gehabt haben könnte**

Überschrift der *taz* am 25. 10. 1996

Zeitensprünge 4/96 S.547

# Besitz und Eigentum

Eine Heinsohn-Steiger-Rezension von Heribert Illig

Gunnar Heinsohn · Otto Steiger (1996): *Eigentum, Zins und Geld. Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft*; Rowohlt, Reinbek, 544 S.

BWL-Studenten meines Semesters kennen das böse Spiel bis zum Überdruß. Wann immer ein VWL-Professor auftauchte, dann setzte es eine Lektion 'Wir da oben, ihr da unten'. Volkswirtschaft mußte einfach so schwer sein, daß BWL-Aspiranten daran nur scheitern konnten und die Paukstudios blühten. Mathematik-Studenten hatten es noch schwerer. Denn sie, auf eineindeutige Formeln, Randbedingungen und Singularitäten gedrillt, erlebten hier das Implodieren ihrer Logik. Ein Fachgebiet, das für jede Fragestellung fünf meist konträre Antworten gibt, das mit einem mathematischen Formelapparat hantiert, der für vieles taugt, laut Prämissen aber niemals für die aktuelle Problematik, das statische Modelle entwickelt, um mit ihnen dynamische Probleme zu lösen - so etwas gab es sonst allenfalls bei Carroll und Tolkien.

Wer sich durch das neue Buch der beiden Autoren hindurchrackert - Teil A will da gleich einem Initiationsritus überwunden werden - versteht erstmals, warum die VWL ebenso disparat wie desperat ist. Weil sie bislang nicht den Ursprung allen Wirtschaftens gefunden hatte, brauchte sie klassischen samt marxistischem, neoklassischen, keynesianischen und monetärkeynesianischen Ansatz, kommt aber gleichwohl mit der Erklärung von Geld und Zins nicht zurecht, um bei der Erhellung der historischen Entwicklung von der uranfänglichen Tauschwirtschaft bis hin zu Warentermärkten und Derivaten endgültig einzubrechen.

Heinsohn und Steiger finden den zentralen Punkt, indem sie nicht mehr Privat- von Staatseigentum scheiden, sondern Eigentum von Besitz. Ein Besitzer nutzt bestimmte Güter oder Ressourcen physisch. Aber nur der Eigentümer, sofern es einen solchen gibt, hat darüberhinaus die volle Dispositionsfreiheit, die im Belasten, Verpfänden und Verkaufen ihre wichtigsten Elemente hat [89].

"Belasten und Verpfänden von Eigentum sind die Elemente, die dafür sorgen, daß zinsbedienend und in Geld gewirtschaftet wird. Ohne diese Potenzen des Eigentums gibt es nur eine bloße Organisation oder

Beherrschung der Produktion von Gütern, aber keine Bewirtschaftung von Ressourcen, kurz: keine Wirtschaft" [447].

Diese Qualität hat ihren Preis, den die Autoren mit ihrem Begriff der *Eigentumsprämie* definieren. Aus dieser erwächst Zins und Geld, womit wir in etwa zu jenem Erkenntnisstand kommen, den Heinsohn 1984 mit *Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft* erreicht hatte. Es ist also unter sein damaliges Verständnis des unsinnigen Tauschparadigmas, unter das historische Entstehen von Geldwirtschaften aus Katastrophen das eigentliche Fundament eingezogen worden, das die Liebhaber von Kraut und Rüben, die Verweser unaufhebbarer Widersprüche wieder als "schreckliche Vereinfachung" und 'monokausalen Satz vom Grunde' kritisieren werden.

Nachdem einmal als Wurzel von allem das Eigentum erkannt ist, kann das weite Feld der Ökonomie systematisch gesichtet werden. So werden Zins und Geld durch die Eigentumsprämie fundiert (Geldemission als Anspruch gegen Eigentum), so wird das Entstehen und Funktionieren von Märkten erklärt (die nicht mehr am Beginn des Wirtschaftens stehen, wie auch der Begriff Marktwirtschaft erst seinen eigentlichen Sinn bekommt), so wird freie Lohnarbeit und technischer Fortschritt ins Visier genommen, die bei älteren Ansätzen definitionsgemäß ausgeschlossene Wirtschaftskrise beachtet und schließlich übergreifend das ökonomische System als Eigentumswirtschaft dargestellt. Es handelt sich also um nichts weniger als eine Theorie der Wirtschaft mit Vollständigkeitsanspruch. Er beinhaltet, daß auch die Existenz von Geld, das Entstehen der eigentumsbezogenen Polis-Wirtschaft aus einem katastrophisch endenden Feudalzeitalter (Hesiod erlebt eine neue Karriere als Wirtschaftsfachmann), eine befriedigende Zinstheorie und selbst die Risikoabdeckung bei Banken sinnvoll untergebracht werden.

Wer gegenwartsbezogen denkt, versteht jetzt, warum so vieles schiefgehen mußte, als die sechs, nicht fünf neuen Bundesländer angeschlossen wurden, als Staaten wie Polen oder Estland 'kapitalistisch' werden sollten. Er sieht die heutige Geldpolitik erschüttert, erfährt die hypothetische Grenze für die Geldemission und den Grund dafür, daß unser Staat bald selbst zu einer Umverteilung des Eigentums schreiten muß und wird.

Die beiden Autoren dieses Buch 'genießen' seit dem Erscheinen - getreu nach Kneipp - alle möglichen Wechselbäder der Kritik, vom Verriß im *Handelsblatt* bis zur Eloge in *Cash*, Zürich [VIII (44) 31-34; 1.11.]. Die gewichtigste Antwort darf aus Stockholm erwartet werden.

## Gleichtakt zwischen Nil und Jordan?

Noch einmal Heribert Illig zu Rohl's Buch

War zu Jahresbeginn auf die englische Fassung zu verweisen, so liegt mittlerweile auch die deutsche vor:

David Rohl (1996): *Pharaonen und Propheten. Das Alte Testament auf dem Prüfstand*; Droemer Knaur, München, 510 S. mit zahllosen Abbildungen. Die beträchtliche Umfangsvermehrung geht auf das Konto der deutschen Sprache, nicht auf das von Erweiterungen; die opulente Ausstattung wurde eins zu eins übernommen.

Für Rohls Versuch, biblische und ägyptische Geschichte zu synchronisieren, war entscheidend, daß im Ramesseum eine Inschrift vermeldet, daß Ramses II. in seinem 8. Regierungsjahr die Stadt Sch-a-l-m, also Jerusalem plündern ließ. Damit war der Gedanke geboren, daß der aus der Bibel bekannte Pharaon Schischak keineswegs mit Pharaon Scheschonk gleichzusetzen sei, sondern mit Ramses II. (herkömml. 1290-1224). Folglich rückt dieser 'automatisch' als Alter ego in Scheschonks I. Zeit, nämlich in die Zeitspanne 945-924. Dieser Automatismus kommt nicht von ungefähr. Solange es Rohl um Ägypten geht, arbeitet er genauso wie seine chronologiekritischen Kollegen hiezulande: Er vergleicht in minutiöser Kleinarbeit Herrscherlisten und Baubestand, er versucht Herrscherabfolgen mit archäologischen Funden zu kontrollieren, beispielsweise über die Apisbegräbnisse im Serapeum zu Sakkara, und Kontrollrechnungen mit Hilfe astronomischer Geschehnisse durchzuführen.

Wann immer es jedoch um biblische Geschichten geht, steht für ihn fest, daß es sich um exakte Geschichte und um eine minutiös tradierte Chronologie handelt. Die Tatsache, daß die biblischen Redaktoren nur zu gerne mit Abschnitten von 40 Jahren rechnen, daß der Exodus 480 Jahre vor Erbauung des ersten Tempels von Jerusalem stattfand [1. Könige 6,1-2], sind ihm unverbrüchliche Fundamentsteine [etwa 143-146]. Er fände es deshalb auch nicht verwunderlich, wenn ihn manch LeserIn für "'fundamentalistisch'" hielte [61]. Dabei macht er sich ganz klein, indem er tiefstapelt: "Ich möchte unterhalten wie Herodot mit seinen Geschichten über die Griechen" [61]. Seine letzten Sätze im Text sagen jedoch etwas anderes aus: "Bis dahin [bis sich seine Chronologie in ihren Hauptzügen behauptet hat] hoffe ich, daß ich wenigstens die Frage nach der Historizität des Alten

Testaments wieder in den Brennpunkt des Interesses rücken konnte." Diese Frage aufzuwerfen, ist selbstverständlich legitim und bedeutsam. Aber ob ihr eine Antwort gerecht wird, bei der die ägyptische Geschichte einfach so lange verschoben wird, bis sie zur unbezweifelten biblischen Geschichte paßt?

Obwohl Rohl sowohl G. Heinsohn wie den Rezensenten persönlich kennt und von unseren Arbeiten weiß, greift er an keiner Stelle auf sie zurück. Von keinem Zweifel angekränkt, stellt er zu dem Rachefeldzug des Assyrs Assurbanipal, herkömml. -664, fest: "Wir können ohne Einschränkung feststellen, daß dieser entscheidende Zeitpunkt in der ägyptischen Chronologie unser erster wirklicher Fixpunkt in der Geschichte ist" [149].

Insofern betrachte ich Rohls Thesen natürlich mit erheblicher Skepsis und gebe nichts auf seine Absolutdatierungen. Dies gilt auch für die mit großem Aufwand rückgerechnete Sonnenfinsternis von Ugarit, bei der er die möglichen Konstellationen allein für das -2., nicht jedoch für das -1. Jtsd. prüfen ließ. Gleichwohl werden seine Identitäts- und Zeitgleichsetzungen bei der weiteren Arbeit an der ägyptischen Chronologie zu berücksichtigen sein. Von ihnen sind zu nennen:

- Schischak = Ramses II. (der nicht der Exodus-Pharao sein soll);
- David zeitgleich zu Amarna (in Brief EA 256 als Dadua genannt);
- Saul = Labayu (König eines Berglandes, genannt in den Amarnabriefen);
- Dedumose (36. Herrscher der 13. Dyn.) als Exoduspharao;
- Scheschi (einer der großen Hyksos) = König Scheschai aus Hebron, ein Amalekiter;
- Josef kommt unter Sesostri III. ins Nilland (laut Bibel anno -1683) und wird Wesir unter Pharao Amenemhet III., für Bibel und Rohl also um -1670.
- In Tell ed-Daba, Areal F, Mittelbronze IIA, reklamiert Rohl sowohl einen Palast als auch ein Pyramidengrab für Josef.

Die Kombination aus Pyramide, darunterliegender, gewölbter Gruft und Kapelle bildet allerdings erst in der 18. Dyn. (Theben-West) den Regelfall für Privatpersonen. In dem Pyramidengrab wurden von Manfred Bietak sogar die Reste einer doppelt lebensgroßen Statue entdeckt, die nur für Rohl Sinn macht. Denn für eine Person, die nicht zum Königshaus gehörte, ist eine so große Statue "für die Zeit der 12. Dynastie undenkbar" [423]. Für Rohl stellt sie hingegen den Retter Ägyptens, eben Josef dar.

## Leserbriefe und Hinweise

Das von Christoph Marx angeführte Werk von Prof. J.F.C. Hecker ist als Quelle für einen 'großen Ruck' [Bulletin 3-96, 339-357] untauglich:

1. Naturkatastrophen gab es vor und nach 1348; sie hängen keinesfalls mit der Pest zusammen.

2. Prof. Hecker war Anhänger der *Miasmatheorie*, die besagt, Infektionskrankheiten würden durch schädliche Ausdünstungen verursacht, die aus dem eventuell verunreinigten Boden oder den Körpern Erkrankter oder Verwesender aufsteigen. Erst durch Lister, Pasteur und vor allem Robert Koch erfolgte der Nachweis der bakteriellen Erreger. Aber noch der große Pathologe Rudolf Virchow (1821-1902) weigerte sich strikt, an die "kleinen Tiere" zu glauben. Heckers "atmosphärische Gifte", "Dunstkugeln", "riechende Nebel" und "verpestete Winde" sind deshalb eher Desiderate der Miasmatheorie als reale Beobachtungen.

3. 1348 war nicht die erste und nicht die letzte Pestepidemie in Europa. Die erste sichere Beschreibung aus der Feder Prokops schildert "*Justinians Plage*" (542/43). Die Verbreitung erfolgte wahrscheinlich auf dem Seeweg, denn die Pest ist primär eine Erkrankung von Nagetieren (Ratten). Von diesen wird der Erreger entweder durch direkten Kontakt oder häufiger durch den infizierten Rattenfloh (*Xenopsylla cheopis*) auf den Menschen übertragen (1897 durch Ogata bewiesen). Die Zeit zwischen Biß und Ausbruch der Krankheit beträgt 1 bis 2 Tage, die Sterblichkeit 50-70 %.

4. Die schwarze Ratte als Hauptüberträgerin der Pest gelangte wahrscheinlich auf dem Seeweg nach Nordeuropa. Nachdem die Genuesen erstmals die Straße von Gibraltar fregekämpft hatten (1291), führten Verbesserungen im Schiffsbau dazu, daß das ganzjährige Segeln zur Norm wurde. Die einreisende schwarze Ratte traf nicht nur auf die schwächere europäische Hausratte, sondern auch auf eine zusammengepferchte Stadtbevölkerung in denkbar schlechten Hygieneverhältnissen. So hatte der Pestbazillus (*Yersinia pestis*, früher *Pasteurella pestis*) leichtes Spiel und raffte 30 - 50 % der Bevölkerung dahin.

Mit tellurischen, astralen, asteroidalen oder planetaren Kräften hatte die Epidemie nichts zu tun, vielmehr traf ein gefährlicher Krankheitserreger auf eine in keiner Weise immunisierte Bevölkerung. Wir sollten deshalb nicht gleich aus einem Floh eine kosmische Katastrophe machen.

Franz Löhner 82377 Penzberg, An der Freiheit 30

KRONIA COMMUNICATIONS beruft eine World Conference ein für den  
3. (19.00) - 5. (22.00) Januar 1997

zu dem Thema: 'Planetary Violence in Human History'

Ort: Red Lion Hotel-Jantzen Beach, Portland, Oregon, USA. Thema:  
"Cenocatastrophism: the interdisciplinary study of large-scale geologically-  
recent catastrophes and their effects on ancient cultures around the world."  
Die vorläufige Liste der Redner umfaßt bereits 20 Namen, darunter Cardo-  
na, Cochrane, Ginenthal, Heinsohn, James, Mullen und Talbott. Registrati-  
on fee: \$ 195,- für die Konferenzen, einige Mahlzeiten und Transfer  
von/zum Portland International Airport. Fürs Hotel günstige Angebote.  
Für Informationen 001 503 643-5863; <http://www.teleport.com/> ≈ Kronia  
Außerdem findet sich eine aktive E-Mail-Gruppe unter: [walter@teleport](mailto:walter@teleport)

Das Eigentums-Buch von G. Heinsohn · O. Steiger (Rowohlt) kostet 58,-.  
Neuaufgabe von Heinsohns *Assyrerkönige gleich Perserherrscher!* s.S. 555.  
David Rohls bei Droemer-Knaur erschienenes Buch kostet 64,- DM.  
*Das erfundene Mittelalter* von H. Illig kostet jetztendlich 44,- DM.  
Wer Heinsohns Text über den Treibhauseffekt mit Interesse gelesen hat,  
kann auf das Buch von Burckhard Müller-Ullrich: *Medienmärchen. Gesin-  
nungstäter im Journalismus* hingewiesen werden (Blessing, 36,80 DM).

Zeitensprünge beginnen und enden meist in der Gegenwart. Wer (un)aktuel-  
le Thematik sucht, z.B. Artikel rund um Shakespeares Autorenschaft, über  
Rechts und Links oder die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft  
oder Aspekte der Kalenderrechnung oder Feinheiten bei Robert L. Stevens-  
on und Heimito von Doderer oder Zumutung und damit Kultur als solche,  
der kann sich die Quartalszeitschrift *Gegenwart* gönnen. Das Jahres-Abo  
kostet lächerliche 29,80 DM (die zugehörige Anzeige ist kein Zufall).

Ein weiterer Hinweis ging im letzten Heft beim Schlußspurt vor der dead-  
line unter. Eines der heikleren Themen ist das Verständnis zwischen islami-  
scher Kultur und christlichem Abendland. Auf dem schmalen Grat, wo sich  
Religiosität und Aufklärung überhaupt begegnen können, bewegt sich seit  
diesem Jahr der *Morgenstern*, ein "muslimisches Forum für Kultur und  
Religion", das offen genug ist, sich auch mit Velikovskij, Venus und kata-  
strophischen Aspekten auseinanderzusetzen. Bezug über Gorski & Spohr  
Verlag, 79848 Bonndorf, Schulstr. 15. Einzelhefte 7,-, Jahresabo 28,- DM.



## GEGENWART 30 (III/1996)

«Jedes Jahr derselbe Unsinn.»

Neues zur Shakespeare-Forschung.

Robert Detobel: Was steckt in einem Namen?

Shakespeare und die höfische Gesellschaft.

Derran Charlton: Neue Spuren im Archiv.

Walter Klier: Augsteins Hammer. Shakespeare und seine Fachleute.

Johanna Felmayer über Zahlenmystik in der Geschichtsschreibung.

## GEGENWART 31 (IV/1996)

Susanne Ehrlich: Elternliebe und Behinderung.

Gibt es das «Recht auf Annahme»?

Walter Klier: Die Entsorgung Hitlers. Rechts und



links, der Kapitalis-

mus, die jüdische

Ethik und die Feinde

des Freien Westens.

Peter Markl über den

Philosophen

Ronald Dworkin.

Robert Schediwy über François Furet.

Klaus Modick über Robert Louis Stevenson.

John Terborgh über die Sprache der Vögel.



# GEGENWART

Kulturzeitschrift für Österreich und Umgebung

Herausgegeben von Stefanie Holzer und Walter Klier

Erscheint vierteljährlich bei Deuticke in Wien

Um öS 78,- / DM 12,- im guten Buchhandel.

Probehefte durch die Red.: Adolf-Pichler-Platz 10, A-6020 Innsbruck

Tel. (0043)(0)512/56 46 75, FAX 57 60 49

# Mantis Verlag

**Gunnar Heinsohn (<sup>2</sup>1996): Assyrikerkönige gleich Perserherrscher !**

! Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich !  
! Im Umfang verdoppelte Zweitaufgabe in verbesserter Aufmachung !  
! 276 S. 85 Abb. Paperback 36,- DM !  
! *(für Abonnenten 32,- DM)* !

**Gunnar Heinsohn (<sup>2</sup>1996): Wie alt ist das Menschengeschlecht?**

Stratigraphische Chronologie von der Steinzeit zur Eisenzeit

146 S. 42 Abb. Paperback 22,- DM

*2. Auflage verbessert und um ein aktualisierendes Vorwort erweitert*

**Gunnar Heinsohn (1993): Wer herrschte im Indusal?**

Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser

102 S. 43 Abb. Paperback 20,- DM

**Heribert Illig (<sup>3</sup>1996): Hat Karl der Große je gelebt?**

Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit

3. Auflage 405 S. 71 Bildseiten Paperback

*(nur für Abonnenten, nur noch 19,- DM)*

**Heribert Illig · Franz Löhner (<sup>2</sup>1994): Der Bau der Cheopspyramide**

Seilrollen an der Pyramidenflanke: Wie die Pharaonen wirklich bauten

2. korr. Auflage 220 S. 125 Abb. Paperback 32,-

**Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und  
Gewalt in archaischen Gesellschaften**

131 S. 25 Abb. Paperback 22,- DM

**Heribert Illig (1992): Chronologie und Katastrophismus**

Vom ersten Menschen bis zum drohenden Asteroideneinschlag

256 S. Paperback (38,- DM) bis 1997 vergriffen

**Heribert Illig (1987): Schriftspieler -Schausteller**

Die künstlerischen Aktivitäten Egon Friedells

317 Seiten Paperback 28,- DM vergriffen

# Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin  
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')  
Jahrgang 8, Heft 4, Dezember 1996

- 401 Gunnar Heinsohn: Hazor, Exodus, Josua und David. Die chronologischen Konfusionen Altvorderasiens
- 420 Otto Ernst: Korrekturen und Ergänzungen zur *Heimat Abrahams* und zur *Herkunft der Chaldäer*
- 424 Ralf Radke: Richtschnur Ägypten. Anmerkungen zu K. Weissgerbers "Aegyptiaca I"
- 429 Alexander Jurisch: Die *Germania* und die Germanen oder gegen grundlosen Kahlschlag in der Geschichte
- 436 Uwe Topper: Hinweise zur Neuordnung der Chronologie Indiens
- 448 Heribert Illig: Flechtwerk und Ketzertum. Langobardische Notizen II
- 478 Johanna Felmayer: Gab es einen arianischen St. Georgsorden?
- 499 Manfred Zeller: Die Nordwestslawen im Frühmittelalter
- 525 Angelika Müller: Die Geburt der Paläographie
- 535 H. Illig: Wie das letzte Aufgebot. Historiker bringen kein stichhaltiges Argument gegen die Phantomzeit
- 542 Raimund Eberle: Wiegenlied auf einen großen Kaiser
- 543 Klaus von Münchhausen: Katastrophen und Menschenschicksale. Ein Beitrag zum Katastrophismus
- 548 Besitz und Eigentum. Eine Heinsohn-Steiger-Rezension
- 550 Gleichtakt zwischen Nil und Jordan? Rohl-Rezension
- 
- 398 Impressum
- 399 Editorial
- 447 Eichborn-Reminiszenz
- 547 Evolutionserfolg
- 552 Leserbriefe und Hinweise

ISSN 0947-7233